

Juden und jüdische Bildung im heutigen Deutschland

Professor Dr. Eliezer Ben-Rafael

Dr. Yitzhak Sternberg

Dr. Olaf Glöckner

Eine empirische Studie im Auftrag des

L.A. Pincus Fund for Jewish Education in the Diaspora

Oktober 2010

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	3
1. Allgemeine Perspektiven	9
2. Juden in Deutschland – Vergangenheit und Gegenwart	23
3. Eingliederung in die deutsche Gesellschaft	43
4. Innere Dynamiken der jüdischen Gemeinschaft	67
5. Kollektive Identitäten	80
6. Erwartungen an die jüdische Bildung	97
7. Jüdische Bildung in Deutschland heute	109
8. Generelle Schlussfolgerungen	120
<i>Anhang 1. Interviews mit 24 führenden jüdischen Persönlichkeiten</i>	138
<i>Anhang 2. Jüdische Bildungseinrichtungen und –projekte. Eine Übersicht</i>	207
Literatur	248

Vorwort

Diese Studie befasst sich mit einer neuen, überraschenden Entwicklung innerhalb der Jüdischen Diaspora, der Neuformierung, Konsolidierung und Pluralisierung der jüdischen Gemeinschaft in Deutschland nach 1989, sowie mit den Konsequenzen für die künftige jüdische Bildung. Auch nach der Katastrophe der Shoah haben immer Juden in Deutschland gelebt, doch fast niemand gab dem Judentum in diesem Land nach 1945 noch eine Zukunftsperspektive. Das hat sich in den vergangenen 20 Jahren deutlich verändert und hängt in vielerlei Hinsicht mit einem immensen Zuzug osteuropäischer Juden zusammen. Nicht nur in Deutschland, sondern auch in anderen Staaten hat die Immigration von Juden aus der früheren Sowjetunion (im Folgenden: russischsprachige Juden) bemerkenswerte Wirkungen auf die Aufnahmegesellschaften und ihre lokale jüdische Bevölkerung. Knapp 2 Millionen russischsprachiger Juden haben ihre Heimat seit dem Ende des Kalten Weltkrieges verlassen. In Israel bilden sie heute fast ein Fünftel der jüdischen Bevölkerung, in den USA ein Zehntel. In Deutschland haben die ca. 200.000 Kontingentflüchtlinge die jüdischen Gemeinden radikal transformiert und stellen nun 90 Prozent ihrer Mitglieder. Nur ihr Zuzug hat den demographischen Untergang der meisten jüdischen Nachkriegs-Gemeinden verhindern können. Ein halbes Jahrhundert nach dem Holocaust haben die Zuwanderer dafür gesorgt, dass die jüdische Gemeinschaft im einstigen Land der Täter, rein statistisch gesehen, wieder an dritter Stelle hinter Frankreich und Großbritannien rangiert.

Der dynamische Einwanderungsprozess der russischsprachigen Juden nach Deutschland, wie wir ihn in den vergangenen 20 Jahren erleben konnten, wirft aber auch eine Reihe von prinzipiellen Fragen auf, die Wissenschaftler, Politiker und erst recht die Verantwortlichen in den jüdischen Gemeinden und Organisationen bewegen. Einige wesentliche Fragen fallen in das Gebiet der Migrationsforschung: Sind die russischsprachigen Juden in Deutschland Teil einer *transnationalen Diaspora*, welche im Kontext von Globalisierung und Post-Moderne an Bedeutung gewinnt? Besitzen die Juden in Deutschland heute – Zuwanderer, Einheimische oder auch beide – den häufig diskutierten „doppelten Heimatbezug“? Oder ist bei den russischsprachigen Juden eben doch, grosso modo, ein „klassischer“ Integrationsverlauf in die deutsche Gesellschaft in den Stufen Einwanderung – Akkulturation – Assimilation zu erwarten?

Andere wichtige Fragen ergeben sich aus der Soziologie des heutigen Judentums und betreffen Fragen der kollektiven Identität wie auch der kulturellen Neuorientierung. Wie bewältigen vor allem die älteren der Zuwanderer das Problem - trotz ihrer Entfremdung vom Judentum während der Jahre der Sowjetdiktatur (Gitelman/Ro'i, 2007) -, ausgerechnet in fremder Umgebung an ein jüdisches Erbe anzuknüpfen, das durch zwölf Jahre Nazi-Herrschaft weitgehend zerstört wurde? Gelingt es den Zuwanderern, gemeinsam mit den einheimischen, deutschsprachigen Juden eine „Brücke zu schlagen“ zum Erbe von vor 1933? Inwiefern decken sich die Interessen der Zuwanderer mit denen der „Alteingesessenen“ überhaupt? Kann die Stabilisierung der Gemeinden nicht nur demographisch, sondern auch inhaltlich gelingen? Und wenn ja, welche Rolle wird dabei die Verbindung zur übrigen Diaspora, zu Israel und – auf der Seite der Immigranten – die Verbindung zur russisch-jüdischen transnationalen Diaspora spielen? Doch egal wie das neue Gesicht der jüdischen Gemeinschaft in Deutschland am Ende aussehen wird – an einer soliden und zeitgemäßen jüdischen Bildungsarbeit wird dabei kein Weg vorbeiführen. Bildung ist immer ein zentraler Wert jüdischer Daseinsform gewesen.

Naturgemäß beziehen jüdische Gemeinden, Organisationen und Dachverbände die grundlegenden Interessen und Orientierungen ihrer Basis auch bei der Bildungsplanung mit ein. Daher war es für unsere Studie von besonderem Interesse, Erfahrungen, Wünsche und Visionen jüdischer

Bildungsarbeit im Gesamtkontext der heutigen Gemeinde-Situation in Deutschland zu untersuchen. Und obwohl die Situation in diesem Land eine außergewöhnliche darstellt, sind die von uns gestellten Fragen auch im europäisch-jüdischen wie im globalen Kontext von Bedeutung. Modernes Judentum zeigt sich heute weit vielschichtiger und pluralistischer als noch vor Jahrzehnten, und die Vielfalt der Orientierungen und Interessen, die ganz neue Fragen aufwirft, lässt sich selbst in Israel nachverfolgen. Die Entwicklung der jüdischen Gemeinschaft in Deutschland wie auch die Weiterentwicklung der hiesigen Bildung ist stärker mit Entwicklungen in der übrigen Diaspora und in Israel verknüpft, als Insidern wie Beobachtern vielleicht bewusst sein mag. In der von uns durchgeführten Studie „Juden und jüdische Bildung im heutigen Deutschland“ hatten wir die skizzierten Probleme und Fragen sowohl im nationalen wie auch im internationalen Kontext stets vor Augen.

Das Forschungsprojekt

Unser Forschungsprojekt erstreckte sich über die Jahre 2008 und 2009 und beinhaltete eine deutschlandweite empirische Umfrage mit mehr als 1.000 befragten Personen in- und außerhalb der Jüdischen Gemeinden, eine Teilstudie mit 25 Experten-Interviews und ein umfassendes Mapping zu jüdischen Bildungseinrichtungen und -projekten, so wie man sie heute zwischen Lübeck und München, zwischen Aachen und Dresden vorfindet. Im empirischen Teil konzentrierten wir uns vorrangig auf die beiden größten, oft noch gut unterscheidbaren jüdischen Bevölkerungsgruppen im heutigen Deutschland – die russischsprachigen jüdischen Zuwanderer und die „Einheimischen“ bzw. „Alteingesessenen“, d.h. jene Juden, die meist schon vor 1989 entweder in der Alt-Bundesrepublik oder in der DDR gelebt haben.¹ Zu ermitteln war u.a., wie stark sich die Befragten religiösem Leben und kollektiver Erinnerung öffnen, aber auch, wie sie Zugehörigkeit zur jüdischen Gemeinschaft definieren; fernerhin das Verhältnis zur nichtjüdischen Umgebung; das Verhältnis zwischen (jüdischen) „Einheimischen“ und Neuzuwanderern, die Mitarbeit in jüdischen Gemeinden und Organisationen, individuelles und kollektives Selbstverständnis, am wichtigsten aber: Bildungsinteressen und –erwartungen. Aufschlüsse darüber ließen sich zuallererst über eine Deutschland-weite Umfrage erwarten, und zugleich eröffnete sich damit die Sichtweise der überwiegenden „jüdischen Basis“.

Mit den 25 Experten-Interviews kam die Sichtweise von prominenten Juden hinzu, die entweder an verantwortlicher Stelle für die jüdische Gemeinschaft in Deutschland agieren (Gemeindevorsitzende, Funktionäre, Rabbiner u.a.), infolge beruflicher Tätigkeit generell stark mit dieser Gemeinschaft in Berührung kommen (Chefredakteure jüdischer Zeitungen, Schriftsteller, Intellektuelle und Forscher, Direktoren akademischer Einrichtungen, Künstler), oder mit ganz eigenen, individuellen Initiativen neue Räume für jüdische Bildung und Kommunikation geschaffen haben (Lernfestivals, Webportals u.a.) Die Auswertung der Experten-Interviews ergab eine Art „Draufsicht“ auf allgemeine Entwicklungen im organisierten jüdischen Leben in Deutschland heute, einschließlich spezieller Erfahrungen der Fachkräfte vor Ort (Rabbiner, Pädagogen u.a.). Beiden Teilstudien blieb die Frage übergeordnet, wo die jüdischen Bildungseinrichtungen heute stehen, inwiefern sie die Interessen und Wünsche der Menschen treffen, aber auch bei der langfristigen Entwicklung und Konsolidierung der jüdischen Gemeinschaft helfen können.

Eine umfassende Dokumentation (Mapping) zu den heute in Deutschland agierenden jüdischen Bildungseinrichtungen und –projekten bildete das dritte Standbein für unsere Studie. Näherungsweise lässt sich hier die Realität des Alltags ablesen und erkennen, in welchen Bereichen

¹ Eine gezielte Ausdehnung der Studie auf permanent in Deutschland lebende israelische und amerikanische Juden hätte den Rahmen unserer Studie gesprengt. Gleichwohl sind Vertreter dieser Gruppen im Sample der Umfrage vertreten.

sich jüdische Bildung dynamisch entwickelt, inwiefern Gemeinde-Institutionen (Kindergärten, Schulen), zentrale Ausbildungsstätten (u.a. Rabbiner-Seminare), akademische Einrichtungen (Jüdische Studien u.a.), populärwissenschaftliche Foren (u.a. jüdische Volkshochschulen) und unabhängige Projekte wie *Limmud Deutschland* Vielfalt schaffen und – wichtiger noch – gravierende Lücken bei der jüdischen Wissensvermittlung für verschiedene Ziel- und Altersgruppen schließen.

Jede unserer drei Teilstudien (Umfrage, Experten-Interviews, Mapping) folgte bestimmten methodischen Zugängen, die im Folgenden kurz erläutert werden.

Die Umfrage

In Vorbereitung der Umfrage rekrutierten wir ein Sample von rund 1.200 jüdischen Frauen und Männern, die in verschiedensten Regionen der Bundesrepublik leben („random sample“). Die zu befragenden Personen wurden zunächst in lokalen Gemeinden verschiedenster Größe gewonnen. Im Weiteren wurde die Umfrage auch auf jüdische Personen ausgedehnt, die keinen oder wenig Bezug zu den lokalen Gemeinden oder anderen jüdischen Organisationen besitzen.

Beim Sampling fokussierten wir bewusst jüdische Gemeinden aus drei verschiedenen Kategorien - je nach Größe der Mitgliederzahl.

A. Große Gemeinden mit mehr als 4.000 registrierten Mitgliedern.

Wir befragten Mitglieder in den Einheitsgemeinden von Berlin, Frankfurt am Main, Düsseldorf und München.

B. Mittlere Gemeinden mit einer Zahl registrierter Mitglieder zwischen 1.000 und 4.000.

Wir befragten Mitglieder in den Gemeinden von Bremen, Dortmund, Leipzig und Hannover.

C. Kleine Gemeinden mit weniger als 1.000 Mitgliedern.

Wir befragten Mitglieder in den Gemeinden von Potsdam, Rostock, Frankfurt/Oder und Chemnitz.

Eine Mehrheit der Befragten gehörte den jüdischen Gemeinden an oder partizipierte in direkter oder indirekter Weise auch an anderen jüdischen Netzwerken – so beispielsweise Eltern von Kindern, die jüdische Kindergärten oder Schulen besuchten, jüdische Universitätsstudenten oder Mitglieder von Kultur- und Wissenschaftsvereinen, die teilweise unter dem Dach jüdischer Organisationen arbeiteten und vorrangig von Juden initiiert waren.

Eine zentrale Adressdatei jüdischer Einwohner bzw. Gemeindemitglieder – insofern überhaupt vorhanden – war uns nicht zugänglich. Daher nutzten wir jeden Hinweis und Zugang, der uns in Kontakt mit hier lebenden Juden und jüdischen Netzwerken bringen würde. Diese Vorgehensweise mag dahingehend kritisiert werden, dass sie möglicherweise die Zufälligkeit des Samples beeinträchtigte. Andererseits konnten wir davon ausgehen, dass die Größe des gewonnenen Samples – ca. 1.200 befragte Frauen und Männer aus ganz Deutschland – und die Vielfalt der Einrichtungen und Netzwerke, aus denen wir unser Sample bezogen, eine relativ verlässliche Repräsentativität gewährleisten würde. Das einzige Sampling-Problem, das wir letztendlich nicht vermeiden konnten, ergab sich in der Teilgruppe der einheimischen Juden. Heute liegt der Anteil der einheimischen Juden (schon vor 1989 in Deutschland ansässig) an der jüdischen Gesamtbevölkerung nur noch bei maximal 10 Prozent. Unter anderem weil keine offiziellen Unterscheidungen zwischen Einheimischen und Neuzuwanderern in der *generellen* jüdischen Bevölkerung vorliegen und die Erreichbarkeit mancher Teil-Samples vor Ort nicht in unserer Hand

lag, ergab sich eine Überrepräsentation junger Erwachsener unter den einheimischen Juden. Dies schränkte unsere Vergleichsmöglichkeiten beim *systematischen* Vergleich zwischen Einheimischen und Zuwanderern partiell ein.

Die Befragungen wurden von Personen durchgeführt, welche praktische Vorerfahrungen besaßen - in der Regel Studenten, Sozialarbeiter und/oder Personen und Aktive aus den lokalen jüdischen Gemeinden und Organisationen. Befragungen innerhalb der jüdischen Gemeinden erfolgten ausschließlich mit Zustimmung ihrer Vorsitzenden. In einigen Orten arbeiteten wir mit speziell trainierten Honorarkräften (Freelancer) außerhalb jüdischer Netzwerke (zum Beispiel in russischsprachigen Vereinen mit hoher Zahl an jüdischen Besuchern).

Die befragten Frauen und Männer wurden gebeten, einen standardisierten Fragebogen mit 99 Fragen zu beantworten. Ursprünglich in Englisch konzipiert, lag der Bogen für die Befragung dann auch in Deutsch und Russisch vor. Jede befragte Person konnte für das Interview zwischen diesen Sprachen auswählen. Die Namen der Befragten blieben anonym, doch wurden markante persönliche Angaben wie Alter, Geschlecht, höchster Bildungsabschluss, Beruf, Familienstand, Wohnort, halachische/nicht-halachische jüdische Abstammung, geographische Herkunft und Länge des Aufenthaltes in Deutschland mit erfasst.

Personen mit Migrationshintergrund baten wir, in einem gesonderten Anhang zusätzliche Fragen zu beantworten, welche bei empirischen Studien typischerweise ihren Grad der Einbindung in die neue Umgebung ermitteln. Unter anderem fragten wir hier auch nach Deutsch-Sprachkenntnissen und Präferenzen der heutigen Sprachanwendung, der Häufigkeit der Kontakte zum Herkunftsland und Aktivitäten in russischsprachigen Vereinen und Organisationen (jüdische wie nichtjüdische), sowie nach der heutigen Zusammensetzung der sozialen Netzwerke.

Im Allgemeinen dauerten die Befragungen zwischen 30 und 60 Minuten, bei Personen mit Migrationshintergrund im Allgemeinen etwas länger als bei den Einheimischen. Ein Teil der Personen wurde durch Interviewer „face-to-face“ befragt, in anderen Fällen füllten die Personen den Fragebogen unter Anleitung selbständig aus. Nach dem Rücklauf der Fragebögen wurden die Antworten kodiert, die statistische Analyse erfolgte mit entsprechenden Programmen in Tel Aviv.

Experten-Interviews

Im qualitativen Teil unserer Studie wurden 25 prominente jüdische Persönlichkeiten interviewt, von denen profunde Einschätzungen zur Entwicklung der jüdischen Gemeinschaft in Deutschland erwartet werden konnten, ebenso eine klare Benennung der dringlichsten Probleme und Herausforderungen – insbesondere im Bereich Bildung –, fernerhin Ideen und Vorstellungen, diese zu lösen. Diese Experten-Interviews bildeten eine unverzichtbare Ergänzung zur empirischen Umfrage. Da unsere Gesprächspartner einen sehr unterschiedlichen „Background“ besaßen, konnten wir von vornherein eine Vielfalt an Einschätzungen, Vorschlägen und auch Zukunftsprognosen erwarten. Knapp die Hälfte der Interviewpartner hatte einen Migrationshintergrund, ein Drittel waren Frauen. Wir interviewten Führungspersönlichkeiten sowohl aus den alten wie aus den neuen Bundesländern, Personen unterschiedlichsten Alters, mit religiösen wie auch säkularen Einstellungen. Zu den Gesprächspartnern gehörten u.a. Gemeindevorsitzende/-vorstände (Berlin, München, Leipzig, Hannover), Rabbiner, Chefredakteure („Jüdische Allgemeine Wochenzeitung“, „Evreyskaya Gazeta“), Akademiker und Intellektuelle, Leiter von jüdischen Bildungseinrichtungen (Abraham Geiger Kolleg, Rabbinerseminar zu Berlin, Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg), Vertreter aller heute in Deutschland präsenten Dachverbände (Zentralrat, Union Progressiver Juden, Masorti) wie auch neu hinzugekommener orthodoxer Bewegungen (Chabad Lubawitsch, Ronald S. Lauder Foundation), die Initiatoren der

Webportale „HaGalil“ und „Zametki po evreyskoy istorii“ („Notizen zur jüdischen Geschichte“, russischsprachig) wie auch die Initiatorin eines populären Bildungsprojektes für russisch-jüdische Erwachsene in Nordrhein-Westfalen („Gesher“) und eine Mitgründerin von Limmud Deutschland.

Mapping jüdischer Bildungseinrichtungen

Eine Überblicksdarstellung zu jüdischen Bildungseinrichtungen und –projekten erschien uns u.a deshalb wichtig, weil sowohl die jüdische Gemeinschaft im Allgemeinen als auch die jüdische Bildungslandschaft in Deutschland einen dynamischen Prozess der Pluralisierung und Ausdifferenzierung durchlaufen (insbesondere in Großstädten). Diese Trends der Pluralisierung verlaufen nicht problemlos (und teilweise auch in direkter Konkurrenz), was immer wieder die Frage aufwirft, wie viel an struktureller Vielfalt die jüdische Gemeinschaft in Deutschland zum heutigen Zeitpunkt tatsächlich schon verkraftet. Umgekehrt belegt die große Zahl der neu entstandenen Einrichtungen und Projekte auch untrüglich eine gesunde Dynamik, Kreativität und ein stark gewachsenes Selbstbewusstsein. In unserer Dokumentation sind Bildungseinrichtungen und –projekte festgehalten, die von den jüdischen Organisationen und Gemeinden in Deutschland initiiert und betreut werden, aber auch solche, die von Bewegungen aus dem Ausland ins Leben gerufen wurden, und schließlich solche, die auf unabhängige Initiativen zurückgehen („grass roots activities“). Wir gewannen die nötigen Informationen zu den Bildungseinrichtungen/-projekten einerseits aus dem Internet und aus Publikationen und Informationsmaterialien der Einrichtungen selbst. Wo immer sich die Möglichkeit bot, ergänzten wir sie durch telefonische Interviews mit Direktoren, Projektleitern und Sponsoren. Auch beim Mapping bezogen wir bewusst alle heute in Deutschland arbeitenden jüdischen Strömungen ein, ebenso säkulare Projekte und staatlich geförderte Bildungseinrichtungen (u.a. die Jüdischen Studien an deutschen Universitäten). Im Ergebnis entstand ein mehr oder weniger kompletter Überblick über die heutige jüdische Bildungslandschaft in Deutschland – sowohl was die Träger als auch die Inhalte betrifft.

Im hier vorliegenden Forschungsbericht beschreiben wir thematische Komplexe, die unserer Meinung nach nicht isoliert voneinander betrachtet werden können. Nacheinander beschäftigen wir wir uns mit

- dem Verhältnis der Juden in Deutschland zur nicht-jüdischen Mehrheitsgesellschaft
- der Integration der russischsprachigen Juden in die lokalen jüdischen Gemeinden
- kollektiven Identitäten, die sich bei einer Mehrheit der Juden in Deutschland entwickelt haben
- Erwartungshaltungen an die jüdischen Gemeinden und Bildungseinrichtungen
- den in Deutschland agierenden jüdische Bildungseinrichtungen und –projekten selbst.

Bei den vier erstgenannten Komplexen sind sowohl Aussagen unserer jeweiligen Interviewpartner wie auch relevante Ergebnisse aus der Umfrage berücksichtigt, ehe schließlich der „Ist-Zustand“ der jüdischen Bildungsarbeit beschrieben wird (fünfter Aspekt).

Dem empirischen Teil, d.h. der eigentlichen Studie, sind historisch-soziologische Betrachtungen zum Judentum in Deutschland und eine kurze theoretische Reflektion über die russisch-jüdische Immigration während der vergangenen 20 Jahre vorgeschaltet. Im Anschluss an die empirische Studie wird die Situation der jüdischen Gemeinschaft in Deutschland unter Berücksichtigung der momentan größten Probleme und Herausforderungen benannt, und es werden Vorschläge insbesondere zur Bildungsarbeit und zur Konsolidierung der Gemeinden angeführt. Es sei betont, dass ein Teil dieser Vorschläge von führenden jüdischen Repräsentanten wie auch von engagierten Laien in ganz direkter Weise unterbreitet wurde und bereits über ihre Realisierung beraten wird.

Danksagungen

Diese Studie wurde ermöglicht mit einer großzügigen Förderung durch den L.A. Pincus Fund for Jewish Education in the Diaspora, in Kooperation mit der Chais Family Foundation, der Pears Foundation, der Charles & Lynn Schusterman Family Foundation, der Schusterman Foundation Israel, der Severyn Ashkenazy, Rosalind & Arthur Gilbert Foundation und den Edmond J. Safra Philanthropies. Für ihre Unterstützung danken wir gleichfalls in besonderer Weise Miriam Barkay und Lionel Link vom L.A. Pincus Fund in Jerusalem, Benjamin Bloch, dem Direktor der Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland, Professor Julius Schoeps und Roswitha Kuska vom Moses Mendelssohn Zentrum Potsdam, Janina Wurbs und Stefanie Franz von der Universität Potsdam, Volodymyr Oks (Potsdam), Marat Schlafstein und Dmitri Stratievski (Berlin), Ellen Presser und Chaim Frank (München), sowie den ÜbersetzerInnen Diana Rubanenko, Ann-Margaret Schellenberg, Mirjam Appel, Toby Axelrod, Sandra Lustig und Oliver Bradley. Unser Dank geht zudem an die vielen aufgeschlossenen Partner in den jüdischen Gemeinden und Vereinen, die Interviewer, Interviewpartner und natürlich an all jene Frauen und Männer, die sich die Zeit genommen haben, an unserer Befragung teilzunehmen.

Kapitel 3. Eingliederung in die deutsche Gesellschaft

Ein zentraler Punkt unserer Untersuchung war die Frage nach dem Verhältnis zur Mehrheitsgesellschaft, oder konkreter: Inwiefern sind die heute in der Bundesrepublik lebenden Juden – Einheimische wie Zuwanderer – in der deutschen Gesellschaft „angekommen“? Dieser Aspekt ist doppelseitig. So wie Juden sich mit der Umgebungsgesellschaft identifizieren – oder sich von ihr abgrenzen – bestimmt ihr Selbstbild, ihre Identität, aber verweist indirekt auch auf die Verlässlichkeit (oder Nicht-Verlässlichkeit) der heutigen Umgebung.

Jüdische Wahrnehmungen

Im Allgemeinen beschrieben unsere Interviewpartner die heutige Einstellung der Politiker und der Behörden zur jüdischen Gemeinschaft in Deutschland als positiv und kooperativ (siehe die Interviews in Anhang 1). David Gall, Initiator des Webportals „Ha Galil“, geht davon aus, dass „die jüdischen Gemeinden und die offiziellen deutschen Stellen gut zusammenarbeiten“. Christian Böhme, der Chefredakteur der „Jüdischen Allgemeinen“, erläutert, wie sich die allgemein positive Haltung auch praktisch niederschlägt: „Im Großen und Ganzen ist die Zusammenarbeit sehr produktiv. Staat, Bundesregierung, aber auch regionale und kommunale Instanzen (zeigen) eine Menge Aufgeschlossenheit. Ablehnende Haltungen sind kaum anzutreffen (...) Alle Landesregierungen haben Staatsverträge mit den Landesverbänden der Jüdischen Gemeinden abgeschlossen, und diese Verträge haben Bestand und werden häufig noch verbessert.“ Rabbiner Yehuda Teichtal malt ein besonders positives Bild von der Hauptstadt: „Hier in Berlin haben wir ausgesprochen gute Kontakte auf Stadtbezirks- und Stadtebene, aber auch mit der Regierung selbst. Die Zusammenarbeit muss nicht immer und an jedem Ort funktionieren, aber es gibt den grundsätzlichen Willen, gemeinsam etwas erreichen zu wollen. Ich denke, das ist typisch für Berlin, quer durch alle Parteien.“ Gleichwohl bestätigten die Interviewpartner, dass es Unterschiede von Person zu Person und von Behörde zu Behörde geben mag. Außerdem gab es unterschiedliche Einschätzungen, *was* die deutschen Politiker und Behörden motiviert. David Gall stellt dazu fest: „Keine deutsche Institution oder Behörde möchte sich nachsagen lassen, dass ihr die noch verletzte, zarte Pflanze des jüdischen Neuanfangs in Deutschland egal wäre. Es mag vorkommen, dass Juden individuell schlecht behandelt werden, niemals aber deren offizielle Repräsentanten.“

Grundsätzlich sehen viele Juden die Aufgeschlossenheit der deutschen Politik gegenüber den Gemeinden und Organisationen als ein positives Kontinuum. Selbst die restriktiven Neuregelungen zur jüdischen Zuwanderung im Jahre 2005 scheinen dieses Bild nicht getrübt zu haben. Der Staat gilt als interessiert, heute in Deutschland lebenden Juden bei der Entwicklung eigener Strukturen und Institutionen (u.a. beim Bau von Gemeindezentren und Synagogen) behilflich zu sein, sie in das gesellschaftliche Leben intensiv einzubeziehen und keinen kulturellen Assimilationsdruck auszuüben. Entsprechend wohlmeinend gestalten sich viele Artikel, Reportagen und Kommentare in den Mainstream-Medien. Allerdings wird von einigen Interviewpartnern bemängelt, dass das Agenda-Setting der Medien noch häufig zu stark auf historische Themen fixiert sei. So hält es die Journalistin und Limmud-Aktivistin Toby Axelrod für bedauerlich, wenn „heutige, aktuelle jüdische Themen [immer noch] ein Stück verschwinden hinter den Berichten über die ‚toten Juden‘. Mediale Aufmerksamkeit ist gesichert, wenn neue Synagogen eröffnet werden oder große jüdische Kultur- und Filmfestivals stattfinden. Aber insgesamt ist der Anteil von Berichten zum Judentum doch eher gering.“ Auch Christian Böhme verweist auf dieses Ungleichgewicht: „Gedenkveranstaltungen und Berichte, die an früheres jüdisches Leben [in Deutschland] erinnern, sind hoch frequent. Aber der jüdische Alltag kam in den letzten Jahren viel

zu kurz. Man liest darüber heute so gut wie gar nichts. Dabei könnte soviel gezeigt werden vom heute und hier präsenten Judentum, von seinen neuen Facetten.“ Mikhail Goldberg, Chefredakteur der russischsprachigen Monatszeitung „Evreyskaya Gazeta“, betrachtet die allgemeine Medienberichterstattung sogar als „sehr einseitig“. Spürbares Interesse gebe es „entweder an den Hohen Feiertagen oder wenn jemand in einen schweren Skandal verwickelt ist (...) Nur selten gibt es tiefgründig recherchierte Berichte, die sich detailliert mit heutigem jüdischem Gemeindeleben beschäftigen.“ Charlotte Knobloch, die Präsidentin des Zentralrates der Juden in Deutschland, vermisst Beiträge über jüdisches Leben in der übrigen Diaspora, „mit Ausnahme von Berichten über die Bedrohung jüdischen Lebens durch Antisemitismus und Rechtsextremismus.“

Andere Stimmen attestieren den deutschen Medien eine konstruktive, solide Begleitung der neueren Entwicklungen. So meint die Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde Berlin, Lala Süsskind, dass „das nichtjüdische Interesse an der jüdischen Welt heute disproportional hoch“ liege. Süsskind's Eindruck ist, dass „Fernsehen und Printmedien über jüdische Themen ausführlicher berichten als beispielsweise über andere kulturelle und religiöse Minderheiten.“ Einschränkend stellt die Gemeindevorsitzende allerdings fest: "Was (...) manchmal nervt, ist die subtile Art von Sensationshascherei. Wenn ein Jude wegen eines kriminellen Vergehens verurteilt wird, sagen wir Diebstahl oder Bestechung, dann gibt dies meist einen großen Knall in den deutschen Medien. Niemand würde mit einer ähnlichen Akribie über einen katholischen Betrüger oder einen protestantischen Mafioso berichten – warum passiert dies mit Juden?“

Kritisch bewertete ein Teil unserer Interviewpartner das *Israel-Bild* in den deutschen Medien, insbesondere in Bezug auf den andauernden Nahostkonflikt. So betonte Charlotte Knobloch, dass die Berichterstattung über Israel und den israelisch-palästinensischen Konflikt „sehr einseitig“ ausfalle: „Durch die Art und inhaltliche Schwerpunktsetzung wird suggeriert, dass der Staat Israel die alleinige Schuld am Nahostkonflikt trage. Inner-palästinensische Konflikte, Antisemitismus in der arabischen Welt und der Umstand, dass die israelische Bevölkerung permanent Terror-Attacken erlebt, all dies wird weitgehend ausgeblendet. Positive Meldungen über Israel findet man eher klein gedruckt und auf den hinteren Seiten, während negative Schlagzeilen sich dick gedruckt auf den Titelseiten finden. Diese einseitig-tendenzielle oder auch ideologisch gefärbte Berichterstattung in deutschen wie generell westlichen Medien bedingt dann auch ein einseitiges Israel-Bild in der deutschen Gesellschaft.“ Rabbiner Yehuda Teichtal und Evgueni Berkovitch, der Initiator des russisch-jüdischen Webportals „Zametki po evreyskoy istorii“ („Notizen zur jüdischen Geschichte“) sehen dies ähnlich, auch wenn Berkovitch teilweise relativiert: „Während des Gaza-Konfliktes im Dezember 2008 und Januar 2009 bekam ich den Eindruck, dass die deutschen Medien eine Menge Verständnis für die israelischen Militäroperationen entwickelten und auch die Hintergründe aufhellten, welche überhaupt erst zu den israelischen Militäraktionen führten.“

So scheint ein Teil der Juden in Deutschland weniger durch die Medienberichterstattung über hiesiges jüdisches Leben, wohl aber über jene zu Israel verunsichert. Negative bis feindliche Haltungen gegenüber Israel werden aber auch in politischen Zusammenschlüssen und Bewegungen registriert, was das Engagement in solchen Netzwerken schwierig oder gänzlich unmöglich macht. Die Schriftstellerin Adriana Stern umreißt genau dieses Problem, was sie und möglicherweise viele andere Juden in Deutschland von einem Engagement in links-orientierten politischen Gruppierungen abhält. Stern berichtet: "Verschiedene Male war ich entschlossen, mich im linken politischen Spektrum zu engagieren (...) Das Problem beginnt damit, dass du in den weit links stehenden Gruppierungen nur Negatives erlebst, wenn du zum Thema Israel kommst (...) Der Antisemitismus der äußersten Linken ist einfach schrecklich. Wenn ich auf eine Demonstration [der

Linken] treffe und all die palästinensischen Tücher und Schals sehe und gleichzeitig die Parolen gegen Israel höre, dann ist das einfach unerträglich.“

Der Frankfurter Historiker Dmitri Belkin beschreibt zwei weitere Probleme, mit denen Juden in der deutschen Gesellschaft heute konfrontiert sind. Zum einen vermutet er, dass nicht wenige Juden ein Problem damit hätten, ihre Zugehörigkeit zum Judentum offen zu zeigen, „weil sie entweder Diskriminierungen befürchten oder weil sie auf Arbeit und anderswo in der Öffentlichkeit nicht angestarrt werden wollen.“ Zum anderen empfindet Belkin – verglichen mit anderen europäischen oder westlichen Ländern – eine schwierige Atmosphäre im Verhältnis zwischen Juden und Nichtjuden, die deutlich auf die traumatischen und belastenden Ereignisse im Zusammenhang mit Nationalsozialismus und Holocaust zurückgehe. „Es gibt hier ein konstantes Interesse [an jüdischen Themen], aber gleichzeitig kannst du Schuldgefühle [der Nichtjuden] spüren, und das kann schon eine sehr belastende Erfahrung sein. Manche Deutsche sind auch einfach sehr gehemmt, wenn es um Juden und Judentum geht. Es gibt wenig Raum für freie Diskussionen, und die traumatische Vergangenheit bleibt präsent.“

Schon diese wenigen Statements vermitteln einen Eindruck von der Komplexität der Faktoren, die mögliche Annäherungsprozesse zwischen nichtjüdischer Mehrheitsgesellschaft und jüdischer Minderheit erleichtern oder auch erschweren können. Erkennbar sind große Bemühungen von öffentlicher Seite, die jüdische Gemeinschaft als eigenständigen, bereichernden Teil der Gesamtgesellschaft zu verstehen und zu fördern. Andererseits lassen unsere Interviews den Schluß zu, dass es zur viel beschworenen „Normalität“ noch ein weiter Weg ist, unter anderem weil die Schatten der Vergangenheit in den Begegnungen präsent bleibt und die Art der öffentlichen Diskussion über den Nahostkonflikt – insbesondere in den Medien – neue Verunsicherungen in der jüdischen Gemeinschaft schafft.

Im gleichen Kontext haben wir anhand der Umfrage untersucht, wie Juden in Deutschland sich in Relation zur deutschen Gesellschaft sehen, wie sie sich selbst und die eigene (jüdische) Gemeinschaft erleben und inwiefern sie – als Individuen – motiviert sind, sich in die deutsche Mehrheitsgesellschaft zu integrieren.

Die Umfrage: Juden in Deutschland

Um Antworten auf die obigen Fragen und Aspekte zu finden, haben wir verschiedene Parameter ausgewählt, die auch in anderen Studien über die Integration von Minderheiten eine wichtige Rolle spielen: Sprachkenntnisse und Sprachanwendung; Art und Zusammensetzung der sozialen Netzwerke, gefühlte Gruppenzugehörigkeit, empfundene Vor- und Nachteile eines Lebens in der deutschen Gesellschaft, Haltung zu Deutschland und zur deutschen Gesellschaft. Diese Parameter haben wir dann in Relation zu individuellen Variablen gesetzt – dabei unter anderem Staatsbürgerschaft, Beschäftigung und (selbst eingeschätztes) Einkommenslevel. Wir stellen zuerst die Ergebnisse vor, die sich dabei auf empirischer Basis für das Gesamtsample ergeben haben, und gehen im Anschluss näher auf besondere Merkmale bei den russischsprachigen Juden ein, jener Gruppe also, die – adäquat zur heutigen Zusammensetzung in den Jüdischen Gemeinden – auch im Sample etwa 90% der Befragten ausgemacht hat.

Überblick zum Sample

Insgesamt haben an unserer Umfrage 1.185 Personen teilgenommen. Von diesen waren 88,7% in der Sowjetunion oder anderen Ländern Osteuropas geboren, während die restlichen 11,3% in Deutschland (9,4%) geboren waren oder aus einigen anderen Ländern (z.B. Israel und USA) stammten.

Im Kontext der für uns relevanten Unterscheidung zwischen „Einheimischen“ und „Zuwanderern“ unterteilten wir die von uns befragten Personen in vier verschiedene Kategorien je nach Aufenthaltsdauer in Deutschland.

- (1) Befragte, die in einem Alter von über 8 Jahren immigrierten und die sich in Deutschland weniger als 10 Jahre aufhalten - 49,9%;
- (2) Befragte, die in einem Alter von über 8 Jahren immigrierten und die sich in Deutschland seit 11-15 Jahren aufhalten – 25,6%
- (3) Befragte, die in einem Alter von über 8 Jahren immigrierten und die sich in Deutschland länger als 15 Jahre aufhalten – 9,3%
- (4) Befragte, die in Deutschland geboren wurden oder nach Deutschland kamen, als sie unter 8 Jahren alt waren. – 15,2%

Diese Zusammensetzung zeigt sehr deutlich, wie sich das Judentum in Deutschland während der letzten 20 Jahre transformiert hat. Wichtig ist auch zu vermerken, dass 31,5% der Befragten unter 40 Jahren alt sind, 26,4% zwischen 41-60 Jahren und 42,1% älter als 60 Jahre. Dies weist einmal mehr auf den hohen Altersdurchschnitt der Juden in der Bundesrepublik hin.

Wie häufig bei repräsentativen Umfragen, lag der Anteil der Männer auch bei unserer Umfrage etwas unter 50 Prozent, konkret lag er bei 45,5 Prozent. 60% der Befragten lebten mit Ehepartner/-in oder Partner/-in, zwei Drittel der Befragten (66,3%) hatten Kinder, und 63% verfügten über einen akademischen Abschluss. Mit anderen Worten: Die von uns befragten Frauen und Männer verkörpern typische Merkmale der sozialen Mittelklasse.

In Bezug auf Religiosität unterteilten wir in vier verschiedene Kategorien:

- „Orthodoxe“ (einschließlich ultra-orthodoxe), das heißt Juden, die wesentliche Teile ihres Lebens in Orientierung an der Halachah gestalten.
- „Liberale“, das heißt Juden, die sich mit der jüdischen Religion und Tradition identifizieren, ohne sämtliche halachische Regeln als verbindlich für ihre Lebensgestaltung zu betrachten.
- „Traditionelle“, das heißt Juden, die bestimmte jüdisch-religiöse Normen einhalten und Elemente der jüdischen Religion und Tradition pflegen, ohne sich selbst als religiös zu bezeichnen.
- „Säkulare“, das heißt Juden, die sich selbst als nicht-religiös und nicht-traditionell verstehen, selbst wenn sie Teile der jüdischen Religion hoch schätzen oder auch Mitglied einer jüdischen Gemeinde sind.

In unserer Umfrage bezeichnete sich nur eine Minderheit von 13,2% der Befragten als orthodox/ultra-orthodox. 22,3% fühlten sich dem liberalen Judentum (Reform oder konservativ) verbunden, während sich 32,2% als traditionell definierten. Ebenfalls fast ein Drittel der Befragten, nämlich 32,3%, bezeichneten sich als säkular.

Diese Verteilung zeigt, dass es im heutigen Judentum in Deutschland keine Polarisierung zwischen „Religiösen“ und „Nicht-Religiösen“ gibt, sondern eher einen ausgewogenen Pluralismus, der eine erstaunliche Diversität von Orientierungen anzeigt. Dennoch ist zu erkennen, dass eine deutliche Mehrheit sich als „nicht religiös“ einschätzt.

Interessanterweise erklärten fast zwei Drittel der Befragten (73,8%), dass sie aus Familien stammen, in denen beide Eltern jüdischer Abstammung sind. 26,2% der Befragten verwiesen auf nur einen jüdischen Elternteil. 62% der Befragten, die in einer Partnerschaft lebten, hatten einen

jüdischen Partner/eine jüdische Partnerin. In dieser Hinsicht weicht die jüdische Bevölkerung in Deutschland offenbar kaum von anderen jüdischen Populationen in der Diaspora ab.

Der überwiegende Teil unserer Befragten wohnt – wie Juden anderswo auch - in Großstädten (71,2%), während der Rest sich auf mittlere und kleine Städte verteilt. Nahezu ein Fünftel (19,3%) lebt in Berlin, während ein weiteres Fünftel (20,7%) in Ostdeutschland wohnt, dagegen aber 60% in Westdeutschland. Juden in Deutschland sind „Stadtmenschen“, aber verteilt auf die gesamte Bundesrepublik und weniger fixiert auf die Hauptstadt, wie dies in manchen anderen europäischen Ländern (z.B. Frankreich und England) der Fall ist.

Auffällig – und in starkem Kontrast zu anderen jüdischen Populationen in Westeuropa - ist der auch in unserer Befragung ermittelte hohe Anteil an Arbeitslosen: 34,1% der Befragten sind ohne Beschäftigung. 9,7% arbeiten in hoch qualifizierten Berufen und im Business-Bereich, 12,6% als Angestellte und Arbeiter. Knapp ein Fünftel, nämlich 18,6%, sind Studenten, und 24,9% sind Rentner.

Dass sich rund 60% der jüdischen Bevölkerung (Arbeitslose plus Rentner) außerhalb des Arbeitsmarktes befinden, ist für jüdische Populationen eher untypisch. Hier kommen zwei wesentliche Einflussfaktoren zusammen: der relativ hohe Altersdurchschnitt (vor allem unter den Immigranten) und die Schwierigkeiten, trotz enorm hoher beruflicher Qualifikation (63% mit akademischem Abschluss) adäquate Beschäftigungsmöglichkeiten zu finden (auch dies ein vordergründiges Problem der russisch-jüdischen Zuwanderer). Mit diesen Schwierigkeiten korreliert eindeutig auch die relativ schwache Einkommens-Situation. 59,1% der Befragten schätzen, dass ihr Einkommen unter dem bundesdeutschen Durchschnitt liegt, was wiederum sehr untypisch im Vergleich zu jüdischen Populationen in den meisten Ländern der Welt ist. Mit der spezifischen deutschen Situation und der relativ starken Zuwanderung russischsprachiger Juden während der letzten 20 Jahre hängt auch die ungewöhnliche Verteilung der Staatsbürgerschaften zusammen. Nur 25,5% der Befragten besitzen einen deutschen Pass. 35,3% besitzen die ukrainische Staatsbürgerschaft, 22,7% die russische.

Umfrage- Ergebnisse

Sprachkenntnisse und Sprachanwendung

Wie Tabelle 3.1.1. zeigt, ist Russisch derzeit die unter Juden in Deutschland am häufigsten gesprochene Sprache. Russisch steht zumindest an erster Stelle beim Lesen, der Kommunikation mit dem (Ehe-)Partner, der Unterhaltung mit den Kindern, aber auch bei der Kommunikation der Kinder untereinander. Die einzige Lebenssphäre, bei der bisher eine Parität der Sprachen (Russisch, Deutsch) besteht, betrifft das Fernsehen. Andererseits kann davon ausgegangen werden, dass die primär benutzte Sprache auf Arbeit Deutsch ist, doch steht – wie beschrieben – im Moment nur eine Minderheit der Befragten direkt in Tätigkeiten am Arbeitsmarkt.

Dennoch lässt sich an Tabelle 3.1.1. auch ablesen, dass der Gebrauch der deutschen Sprache zunimmt. Addiert man die Nutzung von „Deutsch“ und „Deutsch und Russisch“, dann erhält man nicht nur Mehrheiten bzw. große Mehrheiten beim TV-Konsum, sondern auch beim Lesen und bei der Kommunikation unter den Kindern. Von daher zeichnet sich – trotz der Dominanz der russischen Sprache insgesamt – eine Zunahme von *additivem Bilingualismus* ab. Dieser zunehmende Bilingualismus lässt sich in Tab. 3.1.2. erkennen. Russisch ist verständlicherweise die Sprache, welche die russischsprachigen Juden in Deutschland – und damit die überwältigende Mehrheit der jüdischen Population – am Besten beherrschen. Immerhin bezeichnet aber auch ein

gutes Drittel der Zuwanderer die eigenen Deutsch-Kenntnisse mindestens als „gut“. Gleichzeitig schätzen die Befragten ihre Kenntnisse der jüdischen Sprachen – Jiddisch und Hebräisch – jeweils als minimal ein.

Heterogene Freundeskreise

Juden in Deutschland bilden keineswegs eine isolierte soziale Gruppe, weder die „Alteingesessenen“ noch diejenigen Juden, die erst seit kurzem im Lande leben. Eine beträchtliche Zahl an Personen – auch unter den Immigranten aus der früheren Sowjetunion – beherrscht die deutsche Sprache und wendet sie entsprechend an. Doch inwiefern korreliert dies mit einer Öffnung und Erweiterung der eigenen sozialen Netzwerke? Welche Einflußfaktoren spielen - neben der individuellen Sprachkompetenz - eine wesentliche Rolle für die Zusammensetzung des jeweiligen Freundeskreises? Tabelle 3.1.3. zeigt, dass eine große Mehrheit der Juden in Deutschland Freunde sowohl unter Juden wie unter Nichtjuden besitzt, während immerhin ein Drittel der Befragten ausschließlich auf jüdische Freunde verweist. Bei mehr als der Hälfte der befragten Personen waren die engsten Freunde russischsprachig – jüdisch wie nichtjüdisch -, während die knappe Hälfte dieser Befragten ausschließlich auf *jüdische* Freunde verwies. Insgesamt zeigen diese Daten, dass sich weder unter den einheimischen noch unter den zugewanderten Juden „Enklaven“ oder „Ghettos“ bilden, es aber in beiden Gruppen eine bemerkenswerte Zahl an Personen gibt, die einen jüdischen Freundeskreis bevorzugen. Ein erstaunliches, wenn auch statistisch kaum signifikantes Phänomen sind jene 1-3 Prozent von Befragten, deren engste Freunde ausschließlich Nichtjuden sind (ebenfalls Tabelle 3.1.3.)

Haltung zur deutschen Gesellschaft

Eine leichte Mehrheit aller befragten Personen (52%) beschreibt ihre Verankerung in der deutschen Gesellschaft als befriedigend oder sehr befriedigend. Eine noch größere Zahl der Befragten (54.8%) stimmt der Aussage zu, dass ein Leben als Jude/Jüdin in Deutschland heute unproblematisch sei. Für eine klare Mehrheit der jüdischen Eltern hat es Bedeutung, dass ihre Kinder sich die deutsche Kultur aneignen: für 44.2% der Eltern ist dies wichtig und für 29.3% sogar sehr wichtig. Zum Vergleich: „Nur“ 23.8% der Eltern halten es für wichtig, dass ihre Kinder eine jüdische Bildung erhalten, für 28.1%, ist dies sehr wichtig. Vordergründig betrachtet, läßt dies den Schluß zu, dass die Befragten für ihre Kinder *insgesamt* der Aneignung der deutschen Kultur mehr Bedeutung beimessen als der jüdischen Bildung (und Kultur). Der vergleichsweise hohe Prozentsatz von Personen, die sich mit der deutschen Gesellschaft identifizieren bzw. sich in Deutschland zu Hause fühlen, gründet sich offenbar auf eine ganzen Reihe von objektiven Gegebenheiten. Tabelle 3.1.4 zeigt, dass nicht wenige der Befragten die politischen Rahmenbedingungen, die ökonomischen Verhältnisse, die Perspektiven für die eigenen Kinder, das Sozialsystem und die allgemeine Lebensqualität in der Bundesrepublik als positiv oder sehr positiv bewerten. Tabelle 3.1.5. zeigt dagegen Faktoren an, die für Juden in Deutschland sehr problematisch wirken können – so unter anderem Schwierigkeiten, eine passende Arbeit zu finden, soziale Barrieren von Seiten der Nichtjuden und Formen von Antisemitismus. Ein Teil der Befragten bestätigte zudem in der Umfrage, dass die Erinnerung an die Shoah ihr Leben in Deutschland schwieriger mache.

Alles in allem aber hat sich gezeigt, dass unangenehme Aspekte des Lebens in Deutschland in ihrer Intensität wesentlich weniger auf die Befragten einwirken als die positiven Aspekte und Rahmenbedingungen. Die Einstellung gegenüber Deutschland und der heutigen deutschen Gesellschaft kann daher als eine grundsätzlich positive eingeschätzt werden.

Tabelle 3.1: Verankerung in der deutschen Gesellschaft, Gesamtsample (Antwortzahl in Klammern)

3.1.1. Präferierte Sprache(n) in unterschiedlichen Lebensbereichen (in Prozent)					
	Buch- /Zeitungslektüre	Fernsehen (1158)	Mit Partner/-in (890)	Mit Kindern (771)	Kinder unter sich (696)
Deutsch	18.1	33.0	10.6	3.9 ¹	16.8 ¹
Russisch	47.2	32.7	80.1	85.2	59.1
Beides	33.2	32.7	7.6	9.1	22.4
Andere	1.4	1.6	1.7	1.8	1.7
Total	100.0	100.0	100.0	100.0	100.0
3.1.2. Selbsteinschätzung der jeweiligen Sprachkompetenzen (in Prozent)					
	Hebräisch (n=1049)	Jiddisch (n=1058)	Deutsch (n=964) *	Russisch (n=958) *	
Wenig	81.4	80.4	31.6	0.4	
Etwas	11.3	14.4	34.3	1.4	
Gut	4.5	3.8	19.8	13.2	
sehr gut	2.8	1.4	14.2	85.1	
Total	100.0	100.0	100.0	100.0	
3.1.3. Herkunft und Sprachpräferenz der engsten Freunde (in Prozent)					
	Engste Freunde (1174)		Russischsprachige Freunde (1167)		
Jüdisch	35.9		43.8		
Nicht	3.1		1.4		
Beide	61.1		54.8		
Total	100.0		100.0		
3.1.4. Positiv herausgehobene Aspekte in der heutigen deutschen Gesellschaft (in Prozent)					
	Politik (1140)	Ökonomie (1108)	Zukunft für die Kinder (815)	Soziale Sicherheit (1129)	Lebensqualität (1136)
Überhaupt nicht	7.1	3.7	3.9	2.1	2.4
Wenig	13.9	11.5	4.2	4.9	4.3
Stark	29.9	30.7	16.0	20.6	23.1
Sehr stark	49.1	54.2	76.0	72.4	70.2
Total	100.0	100.0	100.0	100.0	100.0
3.1.5. Als unangenehm bewertete Aspekte in der heutigen deutschen Gesellschaft (in Prozent)					
	Schwierigkeiten bei der Jobsuche (1045)	Barrieren von Seiten der Nichtjuden (1096)	Erinnerung an die Shoah (1129)	Antisemitismus in Deutschland (1123)	Eigene Erfahrungen mit Antisemitismus (1064)
Überhaupt nicht	28.8	30.6	12.0	14.2	38.0
Wenig	12.9	20.8	21.1	24.2	23.8
Stark	17.3	25.0	26.6	25.4	19.1
Sehr stark	41.0	23.6	40.3	36.2	19.2
Total	100.0	100.0	100.0	100.0	100.0

* Russischsprachige Juden, die im Alter von über 8 Jahren nach Deutschland kamen.

Das russischsprachige Sample für sich

Betrachten wir in unserem Sample die russischsprachigen Juden – ohnehin die überwältigende Mehrheit - für sich getrennt, dann ergibt sich auf Grund des migratorischen Hintergrundes eine (gegenwärtig noch) geringere Verankerung in der deutschen Gesellschaft, als dies bei den Einheimischen der Fall ist. Dennoch beschreibt auch in diesem Teil-Sample fast die Hälfte der Befragten (45.3%) ihre hiesige Verankerung als befriedigend oder sehr befriedigend. Etwas mehr als die Hälfte (54.5%) betrachtet ihr Leben in Deutschland als unproblematisch. Aufschlußreich ist im gleichen Zusammenhang, dass 49.4% der befragten Immigranten aus der früheren UdSSR (die nach dem 8. Lebensjahr nach Deutschland kamen) betonten, sie fühlten sich in Deutschland mehr zu Hause als in ihrem Herkunftsland, während eine kleine Minderheit das Gegenteil sagt (11.3%), und rund ein Viertel der Befragten (mit Migrationshintergrund), nämlich 26.5%, sich in Deutschland wie im eigenen Herkunftsland gleich wohl fühlen.

Im Vergleich zu den einheimischen Juden treten bei den Immigranten aus der ehemaligen Sowjetunion aber auch markante Unterschiede zutage. So besitzen nur ganze 24,8% der von uns befragten Zuwanderer (bereits) die deutsche Staatsbürgerschaft. 64,6% von ihnen rechnen sich zu Einwohnern mit unterdurchschnittlichem Einkommen. 46,1% geben an, nicht in ihrem Originalberuf zu arbeiten. 41,6% stehen überhaupt nicht im Arbeitsbetrieb, 39,8% erhalten Sozialhilfe.

Die überwiegende Mehrheit jener Juden, die schon lange vor dem Ende des Kalten Krieges, der deutsch-deutschen Wiedervereinigung und der russisch-jüdischen Zuwanderung in der Bundesrepublik lebte, unterscheidet sich von den Immigranten u.a. durch ihren sozio-ökonomischen Status, durch Sprachkompetenz und –anwendung wie auch kulturelle Orientierung. Bei grundsätzlich interessierenden Parametern in unserer Umfrage spielt diese Gruppe auf Grund ihrer kleinen Größe im Sample – statistisch gesehen – aber eine weitgehend untergeordnete Rolle. Wir konzentrieren uns daher bei der Umfrage-Auswertung zunächst auf die Gruppe der russischsprachigen Juden (ca. 90% der Juden in Deutschland) und die internen Unterschiede und Differenzen in diesem Sample. Anschließend wird die Minderheit der Einheimischen in wichtigen kontextualen Zusammenhängen ebenfalls betrachtet.

Einflußfaktor Religiosität

Wir gewannen in der Umfrage ein ganzes Set an Daten, an dem sich statistisch signifikante Unterschiede in den Ansichten und Haltungen unserer Befragten je nach Religiosität (Orthodox/Ultra-Orthodox; liberal, traditionell, säkular) ablesen lassen. Grundsätzlich zeigte sich, dass die Korrelationen zwischen Religiosität und sozialen Haltungen eher graduell ausfielen, während die jeweiligen „Ränder“ in der gewählten Kategorisierung – zum einen (Ultra-)Orthodox, zum anderen Säkular – auch die jeweiligen Extreme in der Beständigkeit bestimmter sozialer Haltungen zeigten. Unsere Tabellen präsentieren die Daten aus allen untersuchten Teilgruppen, während wir in der Analyse vorrangig auf die Kontraste zwischen den „Rand“-Kategorien ([ultra-]orthodox; säkular) eingehen.

Sprache und Netzwerke in Korrelation zur Religiosität

Erstaunliche Korrelationen ließen sich zwischen Sprachverhalten und Religiosität feststellen. So mag es regelrecht paradox erscheinen, dass die von uns befragten Personen mit orthodoxer Ausrichtung ihre Deutschkenntnisse besser bewerteten als die säkularen, während die übrigen Richtungen (liberal, traditionell) auch in diesem Kontext (Sprachkompetenz Deutsch) eine mittlere Position einnahmen (Tab. 3.2.1). Eine ähnliche Tendenz zeigt sich im relativ hohen Prozentsatz der Kinder orthodoxer Eltern, die untereinander Deutsch sprechen (Tab. 3.2.2) wie auch in der Selbsteinschätzung der Orthodoxen, beim Erwerb der deutschen Sprache relativ geringe Probleme zu haben (Tab. 3.2.3).

Zumindest teilweise scheint der unterschiedlich starke Gebrauch von Deutsch und Russisch bei orthodoxen und säkularen Juden in Deutschland in der unterschiedlichen Altersstruktur begründet. So liegt der prozentuale Anteil der jüngeren Altersgruppen (bis 40 Jahre und 41-60 Jahre) bei den Orthodoxen deutlich höher als bei den Säkularen (36,1% und 34% gegenüber 19,1% und 28,8%, respektive). Umgekehrt ist der Prozentsatz der Älteren (Altersgruppe 61+) unter den Säkularen bedeutend höher als unter den Orthodoxen (52,1% gegenüber 29,9%,). Darüber hinaus schätzten die orthodoxen Befragten aber auch ihre Kenntnisse des Hebräischen und Jiddischen besser ein, als dies die säkularen Befragten taten. Interessant auch, dass mehr als drei Viertel der Freunde von säkularen Befragten in Deutschland russischsprachig waren, während der äquivalente Anteil russischsprachiger Freunde bei den Orthodoxen nur knapp über 50 Prozent reichte. (Tab. 3.2.4).

Allgemeine Verbundenheit mit der deutschen Gesellschaft

Im Kontrast zum relativ geringen Gebrauch der deutschen Sprache (bzw. umgekehrt: dem relativ starken Weitergebrauch der russischen Sprache) demonstrieren die säkularen Juden eine deutlich stärkere allgemeine Verbundenheit mit Deutschland und der deutschen Gesellschaft, als dies die orthodoxen tun. Die lässt sich unter anderem daran ablesen, wie unproblematisch/problematisch es die jeweiligen Gruppen einschätzen, in Deutschland zu leben (Tab. 3.2.5); wie viel Wert man darauf legt, dass die eigenen Kinder die deutsche Kultur erlernen (Tab. 2.3.6); wie optimistisch man die Zukunftsperspektiven für die eigenen Kinder in Deutschland betrachtet (Tab. 2.3.7); wie hilfreich man das deutsche Sozialsystem einschätzt (Tab. 2.3.8) und wie positiv man die allgemeine Lebensqualität in Deutschland sieht (Tab. 2.3.9).

Tabelle 3.2: Verankerung der russischsprachigen Juden in der deutschen Gesellschaft (unterschieden nach religiöser Ausrichtung)

3.2.1. Kenntnisse der deutschen Sprache (861 ;%; Chi sq=0.001)				
	(ultra-)orthodox	Liberal	Traditionell	Säkular
Wenig	18.3	30.1	29.6	36.9
Etwas	29.8	37.7	36.5	32.2
Gut	32.7	21.3	19.6	14.3
Sehr gut	19.2	10.9	14.2	16.6
Total	100.0	100.0	100.0	100.0
3.2.2. Bevorzugte Sprache der Kinder untereinander (600 ;%; Chi sq=0.089)				
Deutsch	24.6	15.9	13.0	14.0
Russisch	47.8	60.6	62.5	64.2
Beide Sprachen	24.6	23.5	24.5	20.5
Andere	2.9	0.0	0.0	1.4
Total	100.0	100.0	100.0	100.0
3.2.3. Schwierigkeiten beim Erwerb der deutschen Sprache (863 ;%; Chi sq=0)				
Gar keine	16.7	11.4	13.3	12.7
Kaum	44.1	23.4	18.6	25.8
Einige	25.5	37.5	38.8	27.7
viele	13.7	27.7	29.3	33.8
Total	100.0	100.0	100.0	100.0
3.2.4. Sprachpräferenz der engsten jüdischen Freunde in Deutschland (876; %; Chi sq=0)				
Russisch	55.6	72.7	77.7	77.6
Deutsch.	2.8	0.5	0.4	0.3
Beide Sprachen	41.7	26.7	22.0	22.1
Total	100.0	100.0	100.0	100.0
3.2.5. "Das Leben als Jude/Jüdin in Deutschland ist..." (878; %; Chi sq=0)				
Sehr problematisch	9.1	5.9	3.4	10.5
Problematisch	50.0	39.4	44.5	31.4
Unproblematisch	40.9	54.8	52.1	58.1
Total	100.0	100.0	100.0	100.0
3.2.6. "Es ist wichtig, dass die Kinder die deutsche Kultur erlernen." (718 ;%; Chi sq=0)				
Gar nicht	27.9	11.5	10.2	11.5
Etwas	20.9	9.1	14.4	6.7
Wichtig	27.9	46.1	49.3	49.6
Sehr wichtig	23.3	33.3	26.0	32.1
Total	100.0	100.0	100.0	100.0
3.2.7. Gute Zukunftsperspektiven für die Kinder in Deutschland (660 ;%; Chi sq=0)				
Gar nicht	4.9	7.8	0.5	2.6
Etwas	4.9	1.3	0.5	0.4
Gut	24.4	10.4	14.5	13.4
Sehr gut	65.9	80.5	84.5	83.5
Total	100.0	100.0	100.0	100.0

3.2.8. Besondere Wertschätzung des deutschen Sozialsystems (849 ;%; Chi sq=0)				
Gar nicht	1.9	2.2	1.1	3.0
Etwas	8.7	2.2	0.8	2.7
Stark	22.3	15.2	19.2	10.0
Sehr stark	67.0	80.4	78.9	84.4
Total	100.0	100.0	100.0	100.0
3.2.9. Besondere Wertschätzung für hohe Lebensqualität in Deutschland (855 ;%; Chi sq=0.001)				
Gar nicht	4.8	2.7	1.1	3.0
Etwas	3.8	1.6	1.9	2.6
Stark	29.5	18.3	20.3	10.9
Sehr stark	61.9	77.4	76.6	83.5
Total	100.0	100.0	100.0	100.0
3.2.10. Gefühl der Zugehörigkeit zur Nation des Herkunftslandes (850 ;%; Chi sq=0)				
Gar nicht	50.5	30.9	25.1	22.8
Wenig	27.2	22.7	30.2	26.4
Stark	15.5	33.1	36.5	36.0
Sehr stark	6.8	13.3	8.2	14.8
Total	100.0	100.0	100.0	100.0
3.2.11. Gefühl der Zugehörigkeit zur russischsprachigen Community in Dtl. (779 ;%; Chi sq=0)				
Gar nicht	36.7	17.9	16.7	21.1
Wenig	29.6	27.4	23.6	19.6
Stark	27.6	41.1	41.2	37.9
Sehr stark	6.1	13.7	18.5	21.4
Total	100.0	100.0	100.0	100.0

So erklären 58.1% der säkularen Befragten, dass es unproblematisch sei, heute in Deutschland zu leben, während dies nur 40,9% der orthodoxen so sehen (Tab. 3.2.5). 84,4% der säkularen Befragten betonen eine sehr starke Wertschätzung für das deutsche Sozialsystem, während dies nur 67% der Orthodoxen tun (Tab. 3.2.8). Andererseits zeigen die Säkularen auch eine stärkere Verbundenheit zu ihren Herkunftsländern (in der früheren UdSSR) und zur russischsprachigen Community in Deutschland, als dies bei den Orthodoxen der Fall ist. So fühlen 50.5% der orthodoxen Befragten keinerlei Zugehörigkeit mehr zum einstigen Herkunftsland, während dies nur 22,8% der Säkularen für sich bestätigen. (Tab. 3.2.10). Darüber hinaus fühlen 21,4% der Säkularen sich sehr stark verbunden mit bzw. als Teil der russischsprachigen Community in Deutschland, während die korrespondierende Ziffer für die Orthodoxen nur ganze 6,1% beträgt (Tab. 3.2.11). Kurzum: Säkulare Befragten schätzen ihr heutiges (deutsches) gesellschaftliches Umfeld mehr als die orthodoxen, deren Bindung an Deutschland und die deutsche Gesellschaft geringer ist. Andererseits fühlen sich die Säkularen auch weniger entfernt vom Herkunftsland und seinen kulturellen und sprachlichen Traditionen, als dies bei den Orthodoxen der Fall ist.

Einflußfaktor Alter

Sprachkenntnisse und Sprachgebrauch

Weniger überraschend als andere Ergebnisse war, dass der Gebrauch der deutschen Sprache wesentlich intensiver bei den Befragten im Alter unter 40 Jahren ist, während der Gebrauch des Russischen in der Altersgruppe von 60+ deutlich dominiert. In der Altersgruppe 61+ bleibt Russisch die eindeutig bevorzugte Sprache, sowohl bei der Lektüre von Büchern und Periodica (Tab. 3.3.1) wie beim Fernsehkonsum (Tab. 3.3.2), aber auch bei der Kommunikation mit Partner/-in (Tab. 3.3.3), bei der Kommunikation mit den Kindern (Tab. 3.3.4) wie auch bei den Kindern dieser Befragten in ihrer Kommunikation untereinander (Tab. 3.3.5). Russisch ist die Sprache, in der mit den engsten jüdischen Freunden kommuniziert wird (Tab. 3.3.6). Wenig verwunderlich auch, dass in der Befragten-Gruppe mit Alter 61+ die Schwierigkeiten beim Erwerb der deutschen

Sprache am stärksten betont werden (Tab. 3.3.7), und dass umgekehrt die Affinität zur russischen Sprache am stärksten bleibt (Tab. 3.3.8). Die Unterschiede zu den anderen Altersgruppen sind teils sehr beträchtlich. So nutzen beispielsweise 14.7% der Befragten im Alter unter 40 Jahren ausschließlich die deutsche Sprache für Lektüre, während der entsprechende Anteil unter den Befragten im Alter von 61+ bei ganzen 1,5% liegt. 14,1% der unter Vierzigjährigen sprechen mit Partner/-in ausschließlich in Deutsch, aber auch hier tun dies nur 1,5% der Befragten aus der Altersgruppe 61+. 70.1% aus der Altersgruppe 61+ lesen ausschließlich in Russisch, während dies nur 28.4% aus der Altersgruppe unter 40 tun. 95.7% der Befragten im Alter von über 60 Jahren sprechen mit Partnerin ausschließlich auf Russisch, während dies bei jenen im Alter unter 40 Jahren nur 69.6% sind. (Doch unabhängig von den großen Unterschieden, die hier zutage getreten sind, bleibt für alle Altersgruppen der Immigranten sichtbar, dass russisch die dominante Sprache in der Ehe- bzw. Partner-Kommunikation ist.) Ein recht starker Kontrast ergibt sich nochmals, wenn wir beachten, dass immerhin 75.8% der Befragten im Alter von unter 40 Jahren ihre Kenntnisse der deutschen Sprache als sehr gut oder gut einschätzen, während dies in der Altersgruppe von 61+ nur ganze 8.8% tun (Tab. 3.3.9). Somit bestätigt sich sehr deutlich, dass in den jüngeren Altersgruppen der russisch-jüdischen Immigranten die Kompetenz und Anwendung der deutschen Sprache stetig zunimmt, während bei den über 60jährigen ein Großteil in fast sämtlichen Lebensbereichen auch nach der Emigration weiterhin auf Russisch kommuniziert. Dennoch behält das Russische auch in den jüngeren Altersgruppen für bestimmte Lebensbereiche und –situationen noch eine relativ starke Bedeutung.

Einstellungen gegenüber Deutschland in Korrelation zum Alter

Unser Datenmaterial hat eher „vermischte“ Tendenzen ergeben, was die Einstellungen und die Beziehungen der einzelnen Altersgruppen zu Deutschland und zur deutschen Gesellschaft als solcher betrifft. So konstatieren wir zunächst eine stärkere Verbundenheit mit der deutschen Gesellschaft bei der Altersgruppe der unter 40jährigen. Dies ergibt sich zunächst aus der geäußerten Zufriedenheit mit der (bisherigen) Verankerung in der deutschen Gesellschaft (Tab. 3.3.10). Es ist zudem die Gruppe der unter 40jährigen, die unangenehmen Aspekten des gesellschaftlichen Lebens in Deutschland - wie Problemen am Arbeitsmarkt, der Erinnerung an die Shoah (Tab. 3.3.11) und Erscheinungen von Antisemitismus in Deutschland (Tab. 3.3.12) - eine vergleichsweise geringe Bedeutung beimißt.

Tabelle 3.3. Altersgruppen und ihre Einstellung zur deutschen Gesellschaft (40-; 41-60; 61+)

3.3.1. Sprachpräferenz bei der Lektüre von Büchern und Periodica (935 ;%; Chi sq=0)			
	Alter 40-	Alter 41-60	Alter 61+
Deutsch	14.7	2.5	1.5
Russisch	28.4	56.7	70.1
Deutsch & Russisch	54.8	40.8	28.0
Andere Sprachen	2.0	0.0	0.4
Total	100.0	100.0	100.0
3.3.2. Sprachpräferenz beim Fernsehen (922 ;%; Chi sq=0)			
Deutsch	42.3	22.2	15.3
Russisch	17.5	31.6	52.6
Deutsch & Russisch	38.6	45.8	31.7
Andere Sprachen	1.6	0.4	0.4
Total	100.0	100.0	100.0
3.3.3. Genutzte Sprache bei Kommunikation mit (Ehe-)Partner/-in (748 ;%; Chi sq=0)			
Deutsch	14.1	3.8	0.5
Russisch	69.6	92.4	95.7
Deutsch & Russisch	13.3	3.8	3.2
Andere Sprachen	3.0	0.0	0.5
Total	100.0	100.0	100.0

3.3.4. Genutzte Sprache bei Kommunikation mit den Kindern (706 ;%; Chi sq=0)			
Deutsch	4.3	1.3	1.5
Russisch	70.0	89.0	92.5
Deutsch & Russisch	21.4	9.3	5.8
Andere Sprachen	4.3	0.4	0.3
Total	100.0	100.0	100.0
3.3.5. Genutzte Sprache bei Kommunikation der Kinder untereinander (638 ;%; Chi sq=0)			
Deutsch	16.9	20.0	10.3
Russisch	33.9	58.1	69.1
Deutsch & Russisch	42.4	21.9	20.1
Andere Sprachen	6.8	0.0	0.5
Total	100.0	100.0	100.0
3.3.6. Sprachpräferenz der engsten jüdischen Freunde in Deutschland (926 ;%; Chi sq=0)			
Russisch-sprachig	62.6	79.3	80.3
Deutsch/nicht russisch-sprachig	1.5	0.4	0.2
Beide	35.9	20.4	19.5
Total	100.0	100.0	100.0
3.3.7. Schwierigkeiten beim Erwerb der deutschen Sprache (914 ;%; Chi sq=0)			
Überhaupt nicht	34.7	10.6	3.1
Wenig	35.3	31.8	14.2
Einige Probleme	23.7	36.1	36.7
Starke Probleme	6.3	21.5	46.0
Total	100.0	100.0	100.0
3.3.8. Selbsteinschätzung der Kenntnisse der russischen Sprache (908 ;%; Chi sq=0)			
wenig	0.5	0.4	0.4
Etwas	3.7	0.7	0.9
Gut	28.3	6.3	10.2
Sehr gut	67.4	92.6	88.4
Total	100.0	100.0	100.0
3.3.9. Selbsteinschätzung der Kenntnisse der deutschen Sprache (912 ;%; Chi sq=0)			
wenig	7.4	19.2	51.2
Etwas	16.8	37.6	39.9
Gut	33.7	27.7	7.5
Sehr gut	42.1	15.5	1.3
Total	100.0	100.0	100.0
3.3.10. Verankerung in der deutschen Gesellschaft (930 ;%; Chi sq=0)			
nicht befriedigend	8.6	15.2	21.7
Wenig befriedigend	28.4	39.9	42.2
befriedigend	31.0	33.7	33.5
Sehr befriedigend	32.0	11.2	2.6
Total	100.0	100.0	100.0
3.3.11. Negatives Lebensgefühl in Deutschland durch Erinnerung an die Shoah? (892 ;%; Chi sq=0)			
Gar nicht	16.1	9.7	9.7
Wenig	33.9	14.1	6.7
stark	30.2	32.0	23.7
Sehr stark	19.8	44.2	59.9
Total	100.0	100.0	100.0
3.3.12. Negatives Lebensgefühl durch Antisemitismus in Deutschland? (884 ;%; Chi sq=0)			
Gar nicht	15.1	15.4	12.4
Wenig	35.4	19.2	11.5
Stark	29.2	30.1	19.7
Sehr stark	20.3	35.3	56.3
Total	100.0	100.0	100.0
3.3.13. Europäische/deutsche Kultur als positiver Aspekt im eigenen Leben? (921 ;%; Chi sq=0)			
Gar nicht	13.4	5.8	5.5
Wenig	26.3	17.9	7.7
Stark	33.5	34.7	39.7
Sehr stark	26.8	41.6	47.0

Total	100.0	100.0	100.0
3.3.14. "Es ist wichtig, dass die Kinder die deutsche Kultur erlernen." (757 ;%; Chi sq=0)			
Gar nicht wichtig	20.3	10.2	9.7
Nicht sehr wichtig	21.8	8.6	7.9
Wichtig	38.3	51.2	46.6
Sehr wichtig	19.5	29.9	35.8
Total	100.0	100.0	100.0
3.3.15. Politische Stabilität als besonders positiver Aspekt des Lebens in Deutschland? (905 ;%; Chi sq=0)			
Gar nicht	5.2	6.9	7.5
Wenig	19.2	7.7	5.7
Stark	36.8	24.8	25.6
Sehr stark	38.9	60.6	61.2
Total	100.0	100.0	100.0

In der Altersgruppe unter 40 beschreiben 32% der Befragten ihre Verankerung in der deutschen Gesellschaft als sehr zufrieden stellend, während dies nur ganze 2,6% aus der Altersgruppe (61+) so für sich einschätzen (Tab. 3.3.10). Ein großer Unterschied tut sich auch auf, wenn es zur Erinnerung an die Shoah kommt. Während fast 60% der über 61jährigen Befragten bestätigen, dass die Erinnerung an den Holocaust ihre Lebensgefühl in Deutschland negativ beeinflusst, sind dies in der Altersgruppe von unter 40 Jahren nur 20% (Tab. 3.3.11).

Auf der anderen Seite ist die Aufgeschlossenheit der über 60jährigen deutlich größer als in den anderen Altersgruppen, wenn es um die europäische und deutsche Kultur als positivem Aspekt des hiesigen Lebens in neuer Umgebung geht (Tab. 3.3.13). Folglich finden sich in der Altersgruppe 61+ die meisten Befragten, die für eine entschiedene Aneignung der deutschen Kultur durch die Kinder plädieren. 35.8% aus der Altersgruppe (61+) halten es für wichtig, dass die Kinder sich die deutsche Kultur aneignen, während nur 19,5% aus der Altersgruppe (-40) dies als ebenso wichtig empfinden. (Tab. 3.3.14) Es sind zudem die über 60jährigen, die den politischen Verhältnissen in Deutschland eine besondere Wertschätzung und Bedeutung zukommen lassen, verglichen mit den jüngeren Altersgruppen (Tab. 3.3.15).

Insgesamt gesehen, ist die Haltung der jüngeren, unter 40jährigen Befragten, aber die allgemein positivste gegenüber der deutschen Gesellschaft – sie empfinden generell mehr Vorteile als Nachteile im hiesigen Umfeld. Die älteren Altersgruppen stehen diesem Trend aber keineswegs entgegen. Auch sie finden in Deutschland ein Land, das wichtige Vorzüge zu bieten hat, wie beispielsweise stabile politische Verhältnisse, kulturelle Ähnlichkeiten zum Herkunftsland und – gerade bei schwierigen sozio-ökonomischen Anpassungsprozessen wichtig – ein leistungsfähiges Sozialsystem.

Einflußfaktor Aufenthaltsdauer

Umso länger Juden in Deutschland leben, umso mehr verändern sie auch ihre Haltungen zur deutschen Gesellschaft. Im Falle der russischsprachigen jüdischen Zuwanderer kommen Aspekte hinzu, die relativ typisch für Migrantengruppen im Allgemeinen sind, zum Beispiel auch die Frage der Sprachanwendung und der Art der Kommunikation mit der Bevölkerungsmehrheit im Aufnahmeland. Für eine Analyse im Kontext bisheriger Aufenthaltsdauer hielten wir eine Einteilung in Kategorien von „bis zu 10 Jahren“, „11 bis 15 Jahren“ und „über 16 Jahren“ für sinnvoll.

Sprachkenntnisse und –anwendung in Relation zur Aufenthaltsdauer

Wie erwartet, haben jüdische Immigranten mit einer Aufenthaltsdauer in Deutschland von 16 oder mehr Jahren die besten Deutschkenntnisse, und sie wenden diese Kenntnisse umfassend an. Umgekehrt bestätigte sich, dass unter denjenigen Immigranten, die weniger als 11 Jahre hier wohnen, die russische Sprache am intensivsten zur Anwendung kommt. Deutlich werden die Unterschiede insbesondere im Leseverhalten (Tab. 3.4.1). In der Kategorie „16 Jahre+“ lesen beispielsweise 13.3% der Befragten ausschließlich in deutscher Sprache, während es in der Kategorie „bis 10 Jahre“ nur ganze 2,9% sind. Umgekehrt lesen 65.6% aus der Kategorie „bis 10 Jahre“ nur in russischer Sprache, während dieser Prozentsatz bei der Kategorie „16 Jahre +“ auf 28.6% gesunken ist. Ähnliche Trends der Sprachnutzung in Korrelation zur zunehmenden Aufenthaltsdauer zeigen sich in der Umgangssprache mit den Kindern (Tab. 3.4.2) und bei der Kommunikation der Kinder untereinander (Tab. 3.4.3). 38.5% der Kinder aus der Kategorie „16 Jahre+“ benutzen untereinander nur Deutsch, während der korrespondierende Anteil in der Aufenthaltskategorie „bis 10 Jahre“ nur ganze 8,5% beträgt. Umgekehrt sprechen 69% der Kinder aus der letztgenannten Kategorie („bis 10 Jahre“) untereinander ausschließlich in Russisch, während die korrespondierende Zahl für die Kategorie „16 Jahre+“ nur bei 36,9% liegt. Im gleichen Kontext ergibt sich, dass 59,1% der Befragten aus der Kategorie „16 Jahre+“ ihre Deutschkenntnisse als gut oder sehr gut einschätzen, während der diesbezügliche Anteil in der Aufenthalts-Kategorie „bis 10 Jahre“ nur bei 24,3% liegt (Tab. 3.4.4).

Insgesamt läßt sich klar erkennen, dass die Deutschkenntnisse und der Gebrauch der deutschen Sprache mit zunehmender Aufenthaltsdauer der Immigranten sukzessive zunehmen, und dies in ganz verschiedenen Lebensbereichen. Dennoch bleibt die Nutzung der russischen Sprache - zumindest im Kontext sozialer Aktivitäten - selbst unter jenen bedeutsam, die vor nahezu 20 Jahren nach Deutschland gekommen sind. Mit anderen Worten: Die deutsche Sprache wird immer intensiver und erfolgreicher genutzt, wobei die russische Sprache nicht einfach „abgelegt“ wird.

Einstellungen zu Deutschland in Korrelation zur Aufenthaltsdauer

Unser Datenmaterial belegt, dass die Einstellung zur deutschen Gesellschaft sich in Korrelation mit der Aufenthaltsdauer verbessert und in der Aufenthaltskategorie „16 Jahre+“ am positivsten ausfällt. Dies zeigt sich unter anderem in der Zufriedenheit über die eigene Verankerung in der deutschen Gesellschaft (Tab. 3.4.5); aber auch in dem geäußerten Maß, wie stark man sich in Deutschland „zu Hause“ fühlt (Tab. 3.4.6). Bei einzelnen Items legt gleichwohl die Gruppe der Aufenthaltsdauer „bis 10 Jahre“ die größte Wertschätzung für die deutsche Gesellschaft an den Tag, so mit Blick auf die Zukunftsperspektiven für die eigenen Kinder, auf das dicht geknüpfte Sozialsystem und sogar auf die Haltung der Alteingesessenen gegenüber den Neuzuwanderern innerhalb lokaler jüdischer Gemeinden. Insgesamt wird deutlich, dass die Aufenthaltskategorie „16 Jahre+“ die positivste Einstellung zur Bundesrepublik entwickelt hat, basierend auf eigenen Erfahrungen, während auch Immigranten mit noch relativ kurzer Verweildauer dem Land und seinen Gegebenheiten sehr positive Merkmale abgewinnen.

Tab. 3.4. Verankerung jüdischer Immigranten in Deutschland nach Aufenthaltsdauer

3.4.1. Sprachpräferenz beim Lesen (980 ;%; Chi sq=0)			
	bis zu 10 Jahre im Land	11-15 Jahre im Land	16 Jahre „plus“ im Land
Deutsch	2.9	7.0	13.3
Russisch	65.6	46.0	28.6
Deutsch & Russisch	30.7	46.6	57.1
Andere Sprachen	0.9	0.3	1.0

Total	100.0	100.0	100.0
3.4.2. Sprachpräferenz bei der Kommunikation mit den Kindern (739 ;%; Chi sq=0)			
Deutsch	0.7	0.9	12.2
Russisch	93.1	86.6	62.2
Deutsch & Russisch	6.0	10.3	25.7
Andere Sprachen	0.2	2.2	0.0
Total	100.0	100.0	100.0
3.4.3. Sprachpräferenz der Kinder bei Kommunikation untereinander (668 ;%; Chi sq=0)			
Deutsch	8.5	20.2	38.5
Russisch	69.0	52.2	36.9
Deutsch & Russisch	21.3	26.6	24.6
Andere Sprachen	1.3	1.0	0.0
Total	100.0	100.0	100.0
3.4.4. Selbsteinschätzung der Deutschkenntnisse (955 ;%; Chi sq=0)			
Wenig	40.2	21.7	9.7
Etwas	35.4	33.6	31.2
Gut	16.2	24.7	24.7
sehr gut	8.1	20.0	34.4
Total	100.0	100.0	100.0
3.4.5. Verankerung in der deutschen Gesellschaft (974 ;%; Chi sq=0)			
Nicht befriedigend	20.6	13.8	4.1
Wenig befriedigend	42.0	34.9	22.7
befriedigend	30.7	34.2	47.4
Sehr befriedigend	6.7	17.1	25.8
Total	100.0	100.0	100.0
3.4.6. "Wo fühlen Sie sich mehr zu Hause?" (945 ;%; Chi sq=0)			
In Deutschland	40.2	61.0	69.2
Im Herkunftsland	14.9	6.5	4.4
In beiden Ländern gleich	31.3	20.2	17.6
In keinem der Länder	13.5	12.3	8.8
Total	100.0	100.0	100.0
3.4.7. Tätig im eigenen Beruf? (943 ;%; Chi sq=0)			
Nein	44.2	50.3	44.6
Ja	7.3	15.3	33.7
Nicht berufstätig	48.5	34.4	21.7
Total	100.0	100.0	100.0
3.4.8. "Soziale Sicherheit in Deutschland spielt eine wichtige Rolle." (937 ;%; Chi sq=0)			
Gar nicht	1.3	1.4	7.4
Wenig	2.7	2.1	5.3
wichtig	13.0	16.3	24.5
Sehr wichtig	83.0	80.2	62.8
Total	100.0	100.0	100.0

Einflußfaktor Endogame/Exogame Partnerschaften

Da eine nicht geringe Zahl der russischsprachigen Juden mit einem nichtjüdischen Ehepartner bzw. Lebensgefährten lebt, wollten wir herausfinden, ob dieser Umstand einen signifikanten Einfluß auf die Verankerung in der deutschen Gesellschaft, die Zusammensetzung sozialer Netzwerke und allgemeine Haltungen der betreffenden Personen hat. Differenzen zum übrigen Sample fanden sich – was diese Haltung zu Deutschland und die soziale Verankerung betrifft – aber eher selten. Unterschiede zu russischsprachigen Juden, die mit jüdischem Partner leben, ergaben sich noch am ehesten in der Zusammensetzung der sozialen Netzwerke und der Freundeskreise. Bei 40.5% derjenigen mit jüdischem Partner sind die meisten engeren Freunde jüdischer Herkunft, wobei diese Zahl bei denjenigen mit nicht-jüdischem Partner allerdings nur 24.8% beträgt (Tab. 3.5).

Tabelle 3.5. Endogame versus exogame Partnerschaften und ihr Einfluß auf Freundeskreise

„Enge Freunde in Deutschland sind vorrangig...“ (699; %; Chi sq=0)		
	Nichtjüdische(r) Partner(in)	Jüdische(r) Partner(in)
Jüdisch	24.8	40.5
Nicht jüdisch	1.1	1.1
Sowohl jüdisch als auch nichtjüdisch	74.0	58.4
Total	100.0	100.0

Einflußfaktor Wohnort

Deutschland gilt als attraktives Zuwanderungsland, weist aber Städte, Regionen und Bundesländer mit sehr unterschiedlichem ökonomischem, kulturellem und sozialem Profil auf. Dies wirkt sich auch auf die Migranten aus. 20 Jahre nach der deutschen Wiedervereinigung existieren weiter deutliche sozio-ökonomische Unterschiede zwischen West- und Ostdeutschland, u.a. was individuelle Entwicklungschancen (Arbeit, Karriere, Einkommen) betrifft. Einen Sonderfall auf der deutschen Karte bildet wiederum Berlin, wo „West“ und „Ost“ direkt aufeinander treffen und die Stadt einen wichtigen geographischen Knotenpunkt gerade auch für Migranten darstellt. Als Ergebnis der Verteilungsregelung für jüdische Zuwanderer aus der früheren Sowjetunion („Königsteiner Schlüssel“) finden sich heute russischsprachige Juden (wie auch einheimische) in allen erwähnten Teilregionen. Entsprechend haben wir unser Sample in drei verschiedene Kategorien von Wohnorten unterteilt: Die Hauptstadt Berlin, Ostdeutschland (d.h., die neuen Bundesländer) und Westdeutschland (d.h., die alten Bundesländer). Erkennbare Unterschiede ergaben sich für die russischsprachigen Juden in diesen jeweiligen Wohnorten nicht nur in sozio-ökonomischer Hinsicht, sondern auch in Bezug auf soziale Beziehungen, Netzwerke und Freundeskreise. So gaben nur 20,1% der Befragten in Ostdeutschland an, dass ihre engsten Freunde vorrangig jüdischer Herkunft seien, während dieselbe Aussage von 38% der Befragten in Berlin und von 44% der Befragten in Westdeutschland getroffen wurde. (Tab. 3.6.1).

Tab. 3.6. Wohnort und Verankerung in der deutschen Gesellschaft

3.6.1. „Engste Freunde in Deutschland sind vorrangig...“ (973; %; Chi sq=0)			
	Berlin	Ostdeutschland	Westdeutschland
Jüdisch	44.0	20.1	38.0
Nicht jüdisch	2.2	1.3	1.2
Jüdisch <i>und</i> nichtjüdisch	53.7	78.6	60.8
Total	100.0	100.0	100.0
3.6.2. Sprachpräferenz der eigenen Kinder untereinander (668 ;%; Chi sq=0.04)			
Deutsch	20.7	11.3	15.0
Russisch	58.7	71.3	57.5
Deutsch & Russisch	19.6	17.3	26.1
Andere Sprachen	1.1	0.0	1.4
Total	100.0	100.0	100.0
3.6.3. Ökonomische Situation in Deutschland als positiv bewertet (918; %; Chi sq=0)			
Gar nicht	2.5	3.9	2.6
Wenig	8.3	3.0	7.4
Stark	42.5	21.6	29.8
Sehr stark	46.7	71.4	60.1
Total	100.0	100.0	100.0
3.6.4. Tätig im eigenen Beruf? (943; %; (Chi sq=0)			
Nein	57.5	32.2	49.2
Ja	15.0	10.3	12.5
Nicht berufstätig	27.6	57.5	38.3
Total	100.0	100.0	100.0

Der relativ niedrige Prozentsatz russischsprachiger Juden mit vorrangig jüdischen Freunden in Ostdeutschland dürfte zum einen daraus resultieren, dass die lokalen jüdischen Gemeinden dort sehr klein sind und ihre Infrastruktur erst entwickeln müssen. Abgesehen von einigen wenigen Orten wie Leipzig und Dresden finden sich kaum (Groß-)Städte mit größerer jüdischer Bevölkerung. Dadurch weniger mit „eigenen“, jüdischen Netzwerken verbunden, kommt es zwangsläufig zu stärkeren Kontakten mit dem nichtjüdischen Umfeld als anderswo. Für einen Teil der Immigranten mag der Kontaktaufbau mit Einheimischen in Ostdeutschland auch besser gelingen, da Russisch hier als Pflichtfach in der Schule gelernt wurde und als Kommunikationsmittel eingesetzt werden kann. Erstaunlich ist dagegen der große Prozentsatz von Immigranten-Kindern im Osten, die untereinander vorrangig in Russisch zu kommunizieren.

Doch unabhängig davon, wie soziale Verankerung, Sprachverhalten und Netzwerkstruktur in Ostdeutschland bewertet werden – es bleibt der Umstand, dass die russischsprachigen Juden hier am wenigstens am Arbeitsmarkt integriert sind (Tab. 3.6.4.). In Anbetracht dessen erscheint es fast paradox, dass gerade im Osten die Vorzüge der Ökonomie in Deutschland betont werden, etwas stärker als im Westen und deutlich mehr als bei den Befragten in Berlin (Tab. 3.6.3). Dennoch bleibt festzuhalten, dass die Befragten in sämtlichen Regionen in Deutschland die ökonomischen Bedingungen als grundsätzlich positiv einschätzten.

Einflussfaktor Gemeinde-Größe

Wie schon im Vorwort erwähnt, haben wir unser Sample in Jüdischen Gemeinden mit deutlich unterscheidbarer Größe der Mitgliederzahl (sowie ihrem Umfeld) rekrutiert. Wir unterteilten die Gemeinden in folgende Größen-Kategorien:

Große Gemeinden, deren Mitgliederzahl über 4.000 liegt. In unserem Sample waren dies Berlin (11.000 Mitglieder), Frankfurt am Main, Düsseldorf und München

Mittelgroße Gemeinden, deren Mitgliederzahl zwischen 1.000 und 4.000 liegt. In unserem Sample waren dies Bremen, Leipzig, Dortmund und Hannover.

Kleine Gemeinden mit weniger Mitgliedern als 1.000. In unserem Sample waren dies Potsdam, Rostock, Frankfurt an der Oder und Chemnitz.

Auch hier trafen wir auf das Paradox, dass befragte Personen aus großen Gemeinden etwas kritischer auf die deutsche Gesellschaft schauten (zumindest was Antisemitismus und Ökonomie betrifft, siehe Tab. 3.7.2.), während ihre Integration am Arbeitsmarkt besser entwickelt schien als in der Peripherie (Tab. 3.7.1)

Tabelle 3.7. Größe der Jüdischen Gemeinden, Arbeitsmarkintegration, Sicht auf Ökonomie

3.7.1. Tätigkeit im eigenen Beruf? (943 ;%; Chi sq=0.003)			
	Große Gemeinde	Mittelgroße Gemeinde	Kleine Gemeinde
Nein	52.3	41.7	36.9
Ja	12.1	12.5	12.3
Nicht beschäftigt	35.5	45.8	50.8
Total	100.0	100.0	100.0
3.7.2. Ökonomische Situation in Deutschland als positiv bewertet (918 ;%; Chi sq=0)			
Gar nicht	2.1	2.8	6.3
Wenig	8.5	5.1	3.1
stark	35.7	24.1	22.7
Sehr stark	53.8	68.0	68.0
Total	100.0	100.0	100.0

Vergleich der jungen Generationen von einheimischen und zugewanderten Juden

In der bisherigen Auswertung haben wir uns vor allem darauf konzentriert, wie sich die Juden in Deutschland heute – zu 90% russischsprachige Juden – in der hiesigen Gesellschaft verankern, wie sie das Land in seinen verschiedenen Facetten betrachten, sich am Arbeitsmarkt integrieren, aber auch eigene Netzwerke gestalten. Offen ist dabei noch geblieben, an welchen Stellen sich die Haltungen der einheimischen Juden und der russischsprachigen Zuwanderer signifikant unterscheiden. Um hier ein möglichst scharfes Bild zu erhalten, haben wir uns vor allem auf die *junge* Generation in beiden Teil-Gruppen konzentriert, d.h., auf jene Befragten im Alter von 40 Jahren und darunter - im Prinzip jene Generation, von der die Zukunft organisierten jüdischen Lebens in Deutschland entscheidend abhängen wird.

Sozioökonomische Unterschiede

Ein erster wesentlicher Kontrast ist, dass sich einheimische und zugewanderte Juden in der Altersgruppe unter 40 klar bei der Einschätzung ihres Einkommens (gemessen am deutschen Durchschnitt) unterscheiden. Knapp über 50 Prozent der Zuwanderer schätzen ihr Einkommen als „unter dem Durchschnitt“ ein, während fast drei Viertel der Einheimischen sich in dieser Frage „über dem deutschen Durchschnitt“ sehen (Tab. 3.8.1). Auch in der jüngeren Generation scheint so der sozioökonomische Status der Einheimischen deutlich besser als jener der russischsprachigen Neuzuwanderer, und bei Einbeziehung der höheren Altersgruppen würden sich diese Unterschiede noch deutlich verschärfen. Der Unterschied zu den höheren Altersgruppen mag darin liegen, dass in der Generation „unter 40“ das sozio-ökonomische Gefälle noch beträchtlich ist, aber keine Polarisierung vorliegt. Es ist deutlich erkennbar, dass die jüngere Generation der russischsprachigen Juden schon jetzt eine bessere Integration am Arbeitsmarkt wie auch ein besseres Einkommen vorweist als die ältere Generation. Auf Grund von Bildungsabschlüssen, die teilweise bereits in Deutschland erworben wurden, hoher Mobilität und größerer Sprachkompetenz ist anzunehmen, dass sich die Unterschiede zu den höheren Altersgruppen der russischsprachigen Juden weiter vergrößern und die Unterschiede zur Vergleichsgruppe der Einheimischen („unter 40“) weiter verringern werden.

Unterschiede im Sprachgebrauch

Neben (noch) bestehenden Unterschieden im sozio-ökonomischen Status scheint das Sprachverhalten den zweiten großen, markanten Unterschied zwischen russischsprachigen und einheimischen Juden in der Altersgruppe „unter 40“ auszumachen (Tab. 3.8.2-4). Ähnlich wie bei den höheren Altersgruppen, treten bei Einheimischen und Zuwanderern unterschiedliche Sprachpräferenzen zutage (Russisch, Deutsch) – und besonders deutlich ist dies nach wie vor im Familien- und Privatleben. Darüber hinaus gibt es aber auch unterschiedliche Sprachpräferenzen innerhalb der jeweiligen sozialen Netzwerke, und selbst unter dem gemeinsamen Dach mancher lokaler jüdischer Gemeinden bestehen so zwei unterschiedliche „Sprach-Gemeinschaften“.

In bestimmten Lebensbereichen und -situationen wird allerdings deutlich, dass die russischsprachigen Juden im Alter „unter 40“ längst beide Sprachen gemeinsam nutzen – wie etwa bei der Lektüre von Büchern und Printmedien und beim Fernsehen – und dass sie ihr eigenes Sprachvermögen in Deutsch als relativ solide einstufen. Insofern die Nutzung von Printmedien und Fernsehen etwas über kulturelle Orientierungsmuster aussagt, kann geschlussfolgert werden, dass die jüngere Generation der russischsprachigen Juden sich der Alltagskultur der Einheimischen (Juden wie Nichtjuden) allmählich annähert – ohne dabei auf eine Beibehaltung der russischen Sprache und Kultur gänzlich zu verzichten.

Verbundenheit mit der deutschen Nation

Auch bei der recht brisanten Frage, inwiefern sich Juden in Deutschland heute „als Teil der deutschen Nation“ fühlen, stoßen wir auf deutliche Unterschiede zwischen Einheimischen und Zuwanderern in der Altersgruppe „unter 40“, wobei diese Unterschiede wiederum keine diametralen Positionen markieren. Generell fällt auf, dass Einheimische stärker dazu neigen, sich als Teil der deutschen Nation zu fühlen, als dies (bisher) bei den Zuwanderern der Fall ist. Zu vermerken ist allerdings, dass rund 50 Prozent der einheimischen Juden und rund 70 Prozent der russischsprachigen Juden sich überhaupt nicht oder nur sehr bedingt als „Teil der deutschen Nation“ sehen (Tab. 3.8.5.) Dies ist umso erstaunlicher, da ein beträchtlicher Teil aus *beiden* Gruppen das Land aus der Kindheit, Jugend oder zumindest dem jungen Erwachsenenalter kennt.

Doch unabhängig vom Grad nationaler Verbundenheit schätzen beide Befragten-Gruppen die gesellschaftliche Realität im heutigen Deutschland in vielerlei Hinsicht als positiv ein (Tab. 3.8.6-10). Es ist kein sonderlicher Enthusiasmus über die gesellschaftlichen Gegebenheiten in Deutschland, aber doch ein hoher Grad an Zufriedenheit unter den Befragten erkennbar. Gleichwohl sind kleinere Unterschiede bei der Beurteilung der deutschen Gesellschaft zwischen den beiden Teilgruppen höchst interessant. So bringen die russischsprachigen Juden den politischen Rahmenbedingungen in der Bundesrepublik eine noch höhere Wertschätzung entgegen als die Einheimischen, offensichtlich ein Ergebnis des Vergleiches mit politischen Verhältnissen in der früheren Sowjetunion, ihren Nachfolgestaaten oder auch generell in Osteuropa. Eine durchschnittlich höhere Wertschätzung kommt von Seiten der russischsprachigen Juden auch in bezug auf die ökonomischen Verhältnisse in Deutschland, auf das Sozialsystem, die Entwicklungschancen der Kinder und die generelle Lebensqualität. In all diesen Punkten dürften sie – ähnlich wie in politischen Fragen – Vergleiche zu den heutigen GUS-Staaten ziehen und auch die Erfahrungen ihrer Eltern mit der früheren Sowjetunion einbeziehen. Doch auch wenn sich die Wertschätzung der in Deutschland aufgewachsenen Juden für hiesige politische, ökonomische und soziale Verhältnisse nicht in gleicher Intensität ausdrückt, gibt es keine gravierenden Divergenzen zur Einschätzung der Immigranten, und erst recht keine Entfremdung von der deutschen Gesellschaft.

Kulturelle Konvergenzen und kritische Sichten

Dennoch war es uns wichtig, mögliche unterschiedliche Sichtweisen von Einheimischen und Zuwanderern herauszufiltern, wenn es um kritische Aspekte des Lebens in Deutschland geht (Tabelle 3.8.11). Freilich bleibt hier nochmals zu vermerken, dass für eine Mehrheit der Befragten aus *beiden* Teil-Gruppen ein Leben als Jude/Jüdin in Deutschland heute „nicht problematisch“ ist. Dies trifft für alle Altersgruppen im Sample zu, und daraus erklärt sich auch die Befürwortung in beiden Gruppen, die eigenen Kinder mögen sich die deutsche Kultur aneignen. Allerdings wird die Bedeutung der Aneignung der deutschen Kultur (durch die Kinder) von den russischsprachigen Juden viel höher eingestuft als von den Einheimischen – denkbar, weil erstere sich im allgemeinen noch nicht sicher in der deutschen Kultur bewegen. Unser Datenmaterial zeigt aber auch, dass die jüngere Generation der russischsprachigen Juden einer intensiven Aneignung der deutschen Kultur bereits weniger Bedeutung beimisst, offensichtlich, weil die Befragten mit dieser Kultur (und Sprache) schon besser vertraut sind als die älteren. Damit gibt es in der Altersgruppe „unter 40“ auch in dieser Hinsicht eine allmähliche Annäherung, ebenso wie bei der graduell geringeren Begeisterung für Politik, Ökonomie und Soziales im Land. In Einzelaspekten schätzen die Zuwanderer „unter 40“ das Leben in Deutschland dennoch kritischer ein als ihre einheimischen Altersgenossen – so in Bezug auf die Beschäftigungssituation (v.a. bezüglich berufsadäquater

Tätigkeit), sozialer Barrieren von Seiten nichtjüdischer Deutscher, in Bezug auf die Präsenz der Vergangenheit (Shoah) und auf gegenwärtigen Antisemitismus im Land.

Tabelle 3.8. Russischsprachige u. einheimische Juden der jüngeren Generation (unter 40)

	Russische Juden	Einheimische Juden	p-value
3.8.1. Selbsteinschätzung des Einkommens im Vgl. zum Landesdurchschnitt (%)			
	(n=189)	(n=111)	
Unter dem deutschen Durchschnitt	51.9	27.0	0.00
Deutscher Durchschnitt und darüber	48.1	73.0	0.00
Total	100.0	100.0	
3.8.2. Sprachpräferenz bei der Kommunikation mit (Ehe-)Partner(in) (%)			
	(n=135)	(n=65)	
Deutsch	14.1	60.0	0.00
Russisch	69.6	4.6	0.00
Deutsch & Russisch	13.3	26.2	0.09
Andere Sprachen	3.0	9.2	0.22
Total	100.0	100.0	
3.8.3. Sprachpräferenz beim Lesen von Büchern und Periodica (%)			
	(n=197)	(n=151)	
Deutsch	14.7	86.1	0.00
Russisch	28.4	0.7	0.00
Deutsch & Russisch	54.8	9.3	0.00
Andere Sprachen	2.0	4.0	0.45
Total	100.0	100.0	
3.8.4. Sprachpräferenz beim Fernsehen (%)			
	n=189)	(n=147)	
Deutsch	42.3	82.3	0.00
Russisch	17.5	0.0	0.00
Deutsch & Russisch	38.6	10.9	0.00
Andere Sprachen	1.6	6.8	0.06
Total	100.0	100.0	
3.8.5. "Fühlen Sie sich als Teil der deutschen Nation?" (%)			
	(n=196)	(n=151)	
Gar nicht	45.4	16.6	0.00
Wenig	25.5	33.1	0.24
Stark	24.0	39.7	0.01
Sehr stark	5.1	10.6	0.14
Total	100.0	100.0	
3.8.6. Besondere Wertschätzung für die politischen Rahmenbedingungen in Deutschland (%)			
	(n=193)	(n=150)	p-value
Gar nicht	5.2	7.3	0.58
Wenig	19.2	40.7	0.00
Stark	36.8	39.3	0.71
Sehr stark	38.9	12.7	0.00
Total	100.0	100.0	
3.8.7. Ökonomische Situation in Deutschland als besonders positiv bewertet (%)			
	(n=189)	(n=147)	
Gar nicht	3.7	6.8	0.37
Wenig	10.6	42.9	0.00
Stark	31.7	36.1	0.56
Sehr stark	54.0	14.3	0.00
Total	100.0	100.0	

3.8.8. Positive Zukunftsperspektiven der Kinder in Deutschland (%)			
	(n=104)	(n=59)	
Gar nicht	1.9	6.8	0.31
Wenig	5.8	30.5	0.00
Stark	21.2	40.7	0.03
Sehr stark	71.2	22.0	0.00
Total	100.0	100.0	
3.8.9. Soziale Sicherheit/soziales System in Deutschland als besonders positiver Aspekt (%)			
	(n=192)	(n=147)	
Gar nicht	1.0	2.0	0.61
Wenig	5.2	15.6	0.01
Stark	22.9	50.3	0.00
Sehr stark	70.8	32.0	0.00
Total	100.0	100.0	
3.8.10. Allgemeine Lebensqualität in Deutschland als besonders positiver Aspekt (%)			
	(n=192)	(n=148)	
Gar nicht	1.6	0.7	0.58
Wenig	2.1	12.2	0.00
Stark	20.3	48.0	0.00
Sehr stark	76.0	39.2	0.00
Total	100.0	100.0	
3.8.11. Geringe Chance auf passenden Job als Negativfaktor in Deutschland (%)			
	(n=185)	(n=144)	
Gar nicht	16.2	66.7	0.00
Wenig	15.7	21.5	0.33
Stark	27.6	9.7	0.00
Sehr stark	40.5	2.1	0.00
Total	100.0	100.0	

Schlußfolgerungen

Sowohl die Ergebnisse der Umfrage wie auch unsere Interviews mit führenden jüdischen Repräsentanten zeigen die ganze Komplexität des Verhältnisses zwischen Juden und Nichtjuden im heutigen Deutschland. Eine offiziell sehr positive Haltung des deutschen Staates und der Politik ist verbunden mit dem Schatten der Vergangenheit und der häufig formulierten Verantwortung, das Verhältnis zu Juden und Judentum neu zu gestalten. Bestimmte Unsicherheiten bestehen auf beiden Seiten weiter, und diese Unsicherheiten nehmen teilweise zu, wenn es nicht nur um jüdisches Leben in Deutschland heute, sondern auch um Israel und den Nahostkonflikt geht - was wiederum auch das Verhältnis zwischen Juden und Nichtjuden in anderen Ländern der Diaspora stark beschäftigt.

Zu den Besonderheiten in Deutschland gehört aber nicht nur der Schatten der Shoah, sondern auch ein Judentum, das sich in den letzten 20 Jahren in vielerlei Hinsicht verändert und neu formiert hat. Juden in Deutschland verändern ihre organisatorischen Strukturen, ihre Haltungen gegenüber der nichtjüdischen Umwelt, aber auch ihr Selbstverständnis und ihre Einstellungen zur übrigen jüdischen Welt. Insofern erfaßt die vorliegende Studie einen dynamischen Prozess, der enorme Chancen, aber auch große Risiken für die jüdische Zukunft in Deutschland birgt.

In genau diesem Kontext richten wir unser Augenmerk auf die jüdischen Haltungen selbst und betrachten deren Zukunftsvorstellungen in beide Richtungen: in Bezug auf die eigene, jüdische Gemeinschaft wie auch in Bezug auf gesellschaftliche Partizipation.

Das vorliegende Datenmaterial belegt den Charakter der Veränderungen im Judentum in Deutschland heute und den wachsenden Pluralismus in Bezug auf Religiosität, Kultur und auch Säkularität. Es besteht kein Zweifel, dass sich die große Mehrheit der Juden in Deutschland heute als *nicht* religiös betrachtet. Wir haben es außerdem mit einer jüdischen Bevölkerung zu tun, in der Mischehen bzw. exogame Partnerschaften keineswegs außergewöhnlich sind. Die Mehrheit der Juden in Deutschland lebt – wie an den meisten anderen Plätzen auch – in großen Städten. Eher ungewohnt ist, dass nicht weniger als ein Drittel der jüdischen Bevölkerung arbeitslos ist und viele der Betroffenen abhängig von Sozialhilfe sind. Russisch ist die in vielen Orten (und sogar Jüdischen Gemeinden) dominierende Sprache, aber Spracherwerb und Nutzung der deutschen Sprache nehmen auch unter den jüdischen Immigranten sukzessive zu. Trotz der Probleme am Arbeitsmarkt und der teilweise (noch) vorhandenen sprachlichen und kulturellen Barrieren von Seiten der nichtjüdischen Gesellschaft besteht nicht die Gefahr der Marginalisierung und Isolierung. Freundschaften werden geschlossen und Netzwerke geknüpft, die teils weit in die deutsche Gesellschaft hineinreichen.

Die meisten der von uns befragten Personen besitzen Freunde sowohl in der jüdischen wie auch in der nichtjüdischen Bevölkerung, während für ein Drittel der Befragten die engsten Freunde ausschließlich Juden sind. Mehr als die Hälfte unserer Befragten erklärte, dass ihre engsten Freunde russischsprachig seien. Eine leichte Mehrheit der Befragten beschreibt ihre Verankerung in der deutschen Gesellschaft als zufrieden stellend oder sehr zufriedenstellend, und eine noch deutlich größere Mehrheit erklärt, dass ein Leben als Jude/Jüdin in Deutschland heute nicht (mehr) problematisch sei. Eine Mehrheit der Befragten legt Wert darauf, dass sich ihre Kinder nicht nur die deutsche Sprache, sondern auch die deutsche Kultur aneignen. Russisch-jüdische Befragte, die nach dem achten Lebensjahr nach Deutschland emigriert sind, fühlen sich in ihrer Mehrheit mehr in Deutschland zu Hause als in ihrem Herkunftsland.

Die heutige gesellschaftliche Realität in Deutschland wird von den meisten unserer Befragten positiv beurteilt, und dies betrifft insbesondere deren Wertschätzung für die politischen Rahmenbedingungen, die ökonomischen Bedingungen, die Entwicklungschancen für die eigenen Kinder, das Sozialsystem und die allgemeine Lebensqualität – selbst dann, wenn die Befragten sich noch in schwierigen sozialen und ökonomischen Situationen befinden.

Wenn wir ausschließlich das Sample der russischsprachigen jüdischen Immigranten betrachten, stoßen wir auf knapp 50 Prozent, die ihre Integration in die deutsche Gesellschaft als zufrieden stellend oder sehr zufrieden stellend betrachten. Dies zeigt einen Trend an, sich funktional mehr oder weniger erfolgreich in die neue Umgebung zu integrieren – und dabei neue Netzwerke zu erschließen -, wobei häufig ein enger Kontakt zu russischsprachigen Netzwerken erhalten bleibt. Dennoch sind die meisten sozialen Netzwerke, in denen sich die Befragten befinden, heterogen und bestehen keineswegs ausschließlich aus russischsprachig-jüdischen/jüdischen Freunden. Die Netzwerke schließen im Allgemeinen mehr Nichtjuden ein, wenn auch der Partner nichtjüdischer Herkunft ist.

Die Situation gestaltet sich regional dennoch oft sehr unterschiedlich, und dies betrifft sowohl allgemeine Belange der sozialen, ökonomischen wie kulturellen Partizipation, als auch die Entwicklung der jüdischen Gemeinden vor Ort. Im Allgemeinen haben die jüdischen Gemeinden in Ostdeutschland den schwersten Stand, angefangen von peripherer Lage, Personalmangel, niedriger Mitgliederzahl bis hin zu fehlender Infrastruktur. Zuwanderer und Gemeindemitglieder im Osten neigen eher dazu, (weiterhin) Russisch zu sprechen, was möglicherweise aus der höheren Arbeitslosigkeit resultiert. Offensichtlich ist damit auch die Abhängigkeit von (nichtjüdischen) Umgebungsstrukturen größer.

Aber auch die befragten Juden in Ostdeutschland teilten die überwiegend positive Beurteilung der heutigen gesellschaftlichen Realität in Deutschland, wie oben beschrieben. Dies hinderte unsere Befragten allerdings nicht daran, auch unangenehme Aspekte des Lebens in Deutschland zu benennen, so die stockende Arbeitsmarkintegration vor allem für die erste Generation der russischsprachigen jüdischen Immigranten in der Bundesrepublik, aber auch (deutschlandweite) allgemeine Erscheinungen von Antisemitismus oder individuelle Erfahrungen mit Antisemitismus. Überraschenderweise war die Kritik an bestimmten Missständen in der deutschen Gesellschaft aber dort besonders hoch, wo die Befragten in metropolitanen Städten wie Berlin zu Hause waren.

Um unseren Blick auf die heutige jüdische Bevölkerung in Deutschland zu schärfen, richteten wir das Augenmerk besonders auf die jüngere Generation (Altersgruppe „unter 40“) in beiden Teil- Samples – die einheimischen (in Deutschland aufgewachsenen) Juden wie auch die russischsprachigen jüdischen Zuwanderer. Dabei zeigte sich, dass Einheimische und Zuwanderer in „ihren 20ern und 30ern“ sich an einigen Stellen (noch) deutlich voneinander unterscheiden, insbesondere beim gegenwärtigen Einkommen wie auch bei den Sprachpräferenzen im privaten Umfeld. Dennoch zeigen die russischsprachigen Juden „unter 40“ – verglichen mit den höheren Altersgruppen der Immigranten – eine deutlich stärkere Öffnung hin zur einheimischen Gesellschaft, was was sich u.a. an einer allmählichen Annäherung an Sprache und Kultur des Aufnahmelandes zeigt.

Für eine allmähliche Konvergenz von einheimischen und russischsprachigen Juden speziell in der Altersgruppe „unter 40“ finden sich zahlreiche Belege, umgekehrt aber auch Argumente (u.a. auch aus den Experten-Interviews), dass auch bei den jüngeren Altersgruppen zwei unterschiedliche Formen von Judentum in Deutschland nebeneinander existieren könnten. Unsere eigenen Schlussfolgerungen sind allerdings, dass sich die festgestellte Konvergenz-Tendenz in der jüngeren Generation fortsetzen wird und sich dabei langfristig eine jüdische Gemeinschaft herauskristallisiert, die sich mehr über Gemeinsamkeiten als über sprachliche und kulturelle Unterschiede definiert. Diese jüdische Gemeinschaft wird vermutlich gut in die deutsche Gesellschaft integriert sein und sich relativ stark mit dem Land identifizieren, sie wird aber auch Wert darauf legen, sich als religiöse und ethnische Minderheit zu behaupten. Sowohl die Daten aus der Umfrage als auch die Aussagen aus den Experten-Interviews zeigen an, dass Tendenzen der Assimilation in die deutsche Gesellschaft oder gar ein „Verschwinden in der (deutschen) Masse“ – so wie es vor 1933 denkbar gewesen wäre – sehr unwahrscheinlich ist. Viel wahrscheinlicher sind Trends der Eingliederung und Verankerung in die nichtjüdische Umgebung, bei der sowohl die Art des gelebten Judentums wie auch die Art der Interaktion mit der nichtjüdischen Bevölkerung von Region zu Region differieren kann und vieles von Alter, Herkunftsland, Aufenthaltsdauer in Deutschland, Religiosität und anderen Variablen abhängt.

Fernerhin zeigt die Analyse, dass das gegenwärtige Judentum in Deutschland durchaus einen multikulturellen Charakter besitzt, wo gegenseitige Achtung für kulturelle Unterschiede mit einer gewissen Distanz einhergeht, wobei viele russischsprachige Juden den festen Willen zeigen, Herkunftskultur und –sprache zu behaupten. Dies sind freilich Konstellationen und Herausforderungen, die die Gemeinden selbst bewältigen müssen, während der deutsche Staat und die Politik offensichtlich bemüht sind – implizit oder explizit – eine stabile Zukunft und Fortentwicklung der jüdischen Gemeinden im Rahmen ihrer Möglichkeiten zu unterstützen und auch kulturelle Vielfalt willkommen heißen. Mit zunehmender Aufenthaltsdauer, jüngerem Lebensalter und hiesiger Ausbildung geht eine fortschreitende Verankerung in der deutschen Gesellschaft einher, die auf individueller Zufriedenheit mit dem Leben in Deutschland, einer wachsenden Vertrautheit mit der Umgebung und einer Wertschätzung für die gesellschaftlichen

Realitäten (Zukunftsperspektiven der Kinder, politische und ökonomische Stabilität, Sozialsystem) beruht. Trotzdem scheinen die Begrifflichkeiten „Assimilation“ oder „Integration“ für diesen Prozeß weniger zu passen, eher lässt sich von einem Trend der „Insertion“ („Einfügung“) sprechen, bei dem die kulturelle Selbstbehauptung in umfassender Weise gewahrt bleibt. Gleichwohl scheint die Verankerung in der deutschen Gesellschaft - unabhängig von Schwierigkeiten der Eingewöhnung in die neue Umgebung und der bleibenden traumatischen Erinnerung an die Shoah – eine grundsätzlich stabile zu sein.

All diese Faktoren legen nahe, dass – wie schon in Kapitel 1 angenommen – die Juden in Deutschland heute dem Modell einer Transnationalen Diaspora mit den damit verbundenen, multikulturellen Mustern ihrer Träger- und Teilgruppen nahe kommen. Auf der anderen Seite macht die Auswertung unserer Daten aber auch deutlich, dass die jüdische Bevölkerung in Deutschland, die nur zu einem geringen Teil von (ultra-)orthodoxen, dagegen vorrangig von liberalen, traditionellen und säkularen Juden gebildet wird, mehr oder weniger deutlich zum ethnokulturellen Cluster des heutigen Judentums tendiert. Die Grenzen und Ränder der jüdischen Gemeinschaft in Deutschland sind heute eher flexibel und durchlässig, was seinen Ausdruck beispielsweise in einer hohen Zahl von Personen findet, die aus nicht-homogenen jüdischen Familien stammen und/oder in Partnerschaft mit einem Nichtjuden/einer Nichtjüdin leben. Wir sehen aber auch, dass die relative Offenheit der kollektiven Grenzen und Ränder der jüdischen Gemeinschaft in Deutschland keine unüberbrückbaren Gegensätze zwischen den einzelnen Teilgruppen erzeugt und sie auch nicht – zumindest nicht zum jetzigen Zeitpunkt – in verschiedene Communities aufsplittet. Diese Hypothese bedarf gleichwohl der Bestätigung aus der „Innenperspektive“ der jüdischen Gemeinschaft selbst, und genau diesem Aspekt folgen wir im folgenden Kapitel.

dies zumindest teilweise dadurch zu erklären ist, dass die lokalen jüdischen Gemeinden relativ klein sind und sich zumeist weit entfernt von größeren jüdischen Zentren befinden. Damit gestaltet sich auch der Kontakt zu jüdischen Kultur-, Sozial- und Bildungseinrichtungen geringer als für die Juden in anderen Regionen Deutschlands. Alternativ wird stärker auf Kontakte und kulturelle Möglichkeiten aus der nichtjüdischen Umgebung zurückgegriffen.

Dazu passen auch die entsprechenden Ergebnisse, wenn nach Größe der jeweiligen lokalen jüdischen Gemeinden unterschieden wird. Russischsprachige Juden aus größeren jüdischen Gemeinden sind stärker mit dem Judentum verbunden als jene aus kleineren. Auch hier zeigt sich dies besonders deutlich in der Jüdischkeit der engsten Freunde in Deutschland (Tab. 4.3.11) wie auch in der Jüdischkeit der russischsprachigen Freunde (Tab. 4.3.12). Daraus ergibt sich bei Mitgliedern großer Gemeinden eine generell stärkere Einbindung in jüdische Netzwerke, wobei die Unterschiede allerdings graduell bleiben und keine drastischen Unterschiede abbilden.

Haltung zum Judentum in Deutschland heute – Einheimische versus russischsprachige Juden

Erneut kommen wir zurück auf einen Vergleich der einheimischen und der zugewanderten russischsprachigen Juden in der jüngeren Alterskategorie. Wir haben bereits festgestellt, dass eine Mehrheit der Zuwanderer (68.1%) wie auch der Einheimischen (60.4%) Mitglied in einer jüdischen Organisation sind – vorrangig natürlich in den lokalen jüdischen Gemeinden. Gleichzeitig muss eingeräumt werden, dass diese Mitgliederzahlen in der jüngeren Generation niedriger liegt, und dabei insbesondere bei den russischsprachigen Juden. Insofern die Mitgliedschaft junger Menschen in jüdischen Organisationen etwas über die Rekrutierbarkeit künftiger Führungskräfte im Judentum in Deutschland aussagt, scheint sich hier eine Kontinuität dahingehend zu ergeben, dass die einheimischen Juden sich bisher in stärkerem Maße in die jüdischen Gemeinden und Organisationen einbringen - unabhängig davon, dass sie mittlerweile eine schmale Minderheit innerhalb der jüdischen Bevölkerung bilden. Im Gegensatz hierzu sind die jüngeren russischsprachigen Juden offenbar zurückhaltender, was mögliche Probleme vorzeichnet, in absehbarer Zukunft genügend Aktivisten und Führungskräfte für die jüdischen Gemeinden, Organisationen und Einrichtungen *aus diesem Kreis* zu gewinnen. Diese Zurückhaltung, sich in organisatorische Strukturen einzubringen, trifft in gleicher Weise auch für *russisch-jüdische* Einrichtungen zu, auch hier besonders markant unter den jüngeren Immigranten.

Dennoch finden sich gemeinsame Vorstellungen und Haltungen, die eine bestimmte Konvergenz unter den jüngeren Juden in Deutschland andeuten. So sieht eine klare Mehrheit von jungen einheimischen wie russischsprachigen Juden in der Einwanderung der russischen Juden einen positiven Beitrag, um das hiesige Judentum zu stärken und weiter zu entwickeln. Zumindest indirekt wird damit deutlich, dass die russischen Juden sich keineswegs nur als osteuropäische Emigranten in neuer Umgebung sehen, sondern auch als *jüdische* Bevölkerung in Deutschland. Aus der Perspektive der einheimischen Juden wird klar, dass ein Interesse besteht, mit den Immigranten eine *gemeinsame* jüdische Gemeinschaft vor Ort zu bilden.

Diese allgemeine Kenntnis und Einstellung schließt nicht aus, dass bestimmte soziale Barrieren und kulturelle, soziale, auch mentale Trennlinien zwischen einheimischen und Zugezogenen weiter bestehen. Von einem „undurchlässigen Zaun“ zu sprechen, wäre hingegen falsch. Die engsten Freunde der russischsprachigen jüdischen Befragten sind im allgemeinen wiederum russischsprachige Juden, aber eine Mehrheit der einheimischen Befragten hat ebenso erklärt, dass sich unter deren engsten jüdischen Freunden auch russischsprachige befinden. Auch bei zahlreichen russischsprachigen Juden gehören „Nicht-Russen“ mittlerweile zum Kreise der engeren jüdischen Freunde. Die sozialen Beziehungen zwischen einheimischen und zugewanderten Juden gestalten sich in der jüngeren Generation offenbar intensiver und flexibler. Dabei haben auf

Grund der heutigen numerischen Verhältnisse die einheimischen, deutschsprachigen Juden weitaus größere Möglichkeiten, russischsprachigen Juden zu begegnen und sich mit ihnen anzufreunden – als dies umgekehrt der Fall ist.

In verschiedenen Lebensbereichen und sozialen Feldern nutzen aber auch die *jungen* Einheimischen und die *jungen* Immigranten unterschiedliche Sprachen. Die Intensität (oder Abschwächung) der Unterschiede scheint beeinflusst von der Sprache, in der die jeweiligen Immigranten mit Partner(in) kommunizieren. Der Trend zur unterschiedlichen – aber dennoch flexiblen – Sprachorientierung kann auch abgelesen werden an der Sprachnutzung für Lektüre (Bücher, Periodica, Printmedien ect.) Unter den Befragten der Altersgruppe „unter 40“ fanden wir noch immer eine Präferenz für die jeweilige Herkunftssprache. Dieser Kontrast wird gleichwohl abgeschwächt durch die Bestätigung von Seiten eines großen Teils der jüngeren russischsprachigen Juden, den Gebrauch der russischen Sprache in vielerlei Hinsicht mit der deutschen Sprache zu kombinieren. Unterschiede im Sprachgebrauch führen keineswegs zu einer Polarisierung. Beim Fernsehen nutzen die russischsprachigen Juden in der jüngeren Alterskategorie bereits mehr deutschsprachige als russischsprachige Programme. Insofern die Nutzung von Medien (v.a. Fernsehen) und Lektüre etwas über kulturelle Orientierung aussagt, wird – wie bereits erwähnt - die Tendenz der russischsprachigen Juden in Deutschland erkennbar, sich allmählich in Richtung Sprache *und* Kultur der einheimischen Juden zu bewegen, ohne hierbei russische Sprache und Kultur in sämtlichen Sphären des gesellschaftlichen und sozialen Lebens aufzugeben.

Schlußfolgerungen

Bei unseren Experten-Interviews mit führenden jüdischen Repräsentanten aus unterschiedlichsten Berufen und Positionen ergab sich ein sehr unterschiedliches Spektrum von Meinungen über die heutigen Beziehungen und Verhältnisse zwischen einheimischen, deutschsprachigen und zugewanderten, russischsprachigen Juden. Differierende Sichtweisen ergaben sich zwischen deutschsprachigen und russischsprachigen Interviewpartnern, aber auch innerhalb dieser Gruppen selbst. Die Diversität der Meinungen und Sichtweisen hat uns verdeutlicht, dass Tendenzen der gegenseitigen Abgrenzung oder gar Polarisierung offenbar geringer geworden sind, man zum heutigen Zeitpunkt aber auch schwerlich von Harmonie sprechen kann. Die meisten Interviewpartner haben bestätigt, dass vielerorts im Zusammengehen von „Alten“ und „Neuen“ Schwierigkeiten aus kulturellen und mentalen Unterschieden, aber auch unterschiedlichen inhaltlichen Interessenlagen resultieren. Hinzu kommt objektiv, dass sich russischsprachige Juden in deutlich niedrigeren sozialen Positionen befinden, ein vergleichsweise größerer Teil von ihnen säkular eingestellt ist und nicht wenige von ihnen Mitglied in sehr kleinen, peripheren Gemeinden sind. Die heutigen numerischen Disproportionen zwischen Neumitgliedern und Alteingesessenen erleichtern die gewünschten integrativen Prozesse keineswegs, denn die Last einer erfolgreichen Eingliederung der „Neuen“ ruht somit häufig auf einer kleinen, schmalen Minderheit deutschsprachiger Juden, von denen viele sich bereits in fortgeschrittenem Alter befinden. Viele der von uns interviewten jüdischen Führungskräfte sind dennoch optimistisch, was eine langfristige Verbesserung der Beziehungen zwischen Einheimischen und Neumitgliedern betrifft. Der jüngeren Generation wird auf beiden Seiten viel zugetraut, dafür zu sorgen, dass die noch bestehenden Gräben schrittweise überbrückt werden. Die Ergebnisse der Umfrage haben ihrerseits deutlich gemacht, dass eine Mehrheit der Befragten Mitglied einer jüdischen Gemeinde ist, aber wenig Interesse für darüber hinausgehende Aktivitäten in anderen jüdischen Organisationen und Plattformen besteht. Immerhin bezeichnete aber ein reichliches Viertel der Befragten die Kontakte mit jüdischen Einrichtungen als häufig. Hingegen schienen russisch-jüdische wie auch nichtjüdische russischsprachige Einrichtungen und Organisationen für unsere Befragten kaum attraktiv.

Wie im Gesamtsample an sich, sind auch die meisten unter den russischsprachigen jüdischen Befragten Mitglieder einer lokalen jüdischen Gemeinde. Eine Mehrheit der Befragten besucht Synagogen-Gottesdienste zumindest von Zeit zu Zeit. Wenn die Rede auf die Beziehungen zwischen einheimischen und zugewanderten Juden kommt, gehen die Meinungen unter den russischsprachigen Juden weit auseinander: Etwas mehr als die Hälfte von ihnen beschreibt die Haltungen der einheimischen Juden ihnen gegenüber als positiv, aber nicht wenige beschreiben auch Konflikte und Spannungen. An dieser Stelle sei vermerkt, dass die orthodox orientierten Befragten eine deutlich stärkere Anbindung an das organisierte Judentum in Deutschland hatten. Unter den russischsprachigen Juden besaß zudem die ältere Generation eine stärkere Anbindung an die jüdische Gemeinschaft als die jüngere. Auch die Dauer des Aufenthaltes in Deutschland hat Auswirkungen auf die besagte Anbindung. Diejenigen russisch-jüdischen Immigranten, die sich schon länger in der Bundesrepublik befinden, haben mehr Verbindungen zu Juden und jüdischem Leben im Land, und ihre Kontakte zu jüdischen Einrichtungen sind intensiver. Befragte Personen aus homogenen jüdischen Familien und/oder mit jüdischem (Ehe-)Partner hatten stärkere Anbindungen an die jüdische Gemeinschaft als Abkömmlinge aus gemischten Elternhäusern und/oder mit nichtjüdischem (Ehe-)Partner.

Darüber hinaus wurde aus der Umfrage erkennbar, dass im gleichen Kontext auch der jeweilige Wohnort eine bedeutsame Rolle spielen kann. Bei den Befragten in Ostdeutschland zeigte sich eine schwächere Anbindung an das Judentum, verglichen mit jenen in Westdeutschland und insbesondere in Berlin. Zumindest teilweise scheint dies – wie schon erwähnt - erklärbar aus dem Umstand, dass die Gemeinden in den neuen Bundesländern eher klein sind, ihre Infrastruktur sich erst allmählich entwickelt und größere jüdische Zentren (mit entsprechenden Kultur-, Sozial- und Bildungseinrichtungen) eher fernab liegen. Umgekehrt ist die Anbindung an das Judentum bei befragten Personen aus großen jüdischen Gemeinden am stärksten.

Wenn wir einheimische und zugewanderte Juden in der jüngeren Alterskategorie vergleichen, finden sich unterschiedliche Tendenzen der Konvergenz, so beispielsweise in der jeweils mehrheitlich positiven Beurteilung der russisch-jüdischen Immigration nach Deutschland. Dennoch lassen sich auch in der jüngeren Generation noch bestimmte soziale Unterschiede und Barrieren – wenn auch in weniger harten Konturen – feststellen, die ein noch engeres Miteinander der beiden Gruppen verhindern. Unter den Faktoren, die eine bestimmte Distanz zwischen Einheimischen und Zugezogenen auch in der zweiten Generation erhalten, zählt die unterschiedliche Sprachpräferenz im Familien-, Privat- und teilweise Freizeitbereich. Wenn der Fokus auf die Jüdischen Gemeinden kommt, fällt auf, dass die jüngeren Einheimischen einem dortigen Engagement weit aufgeschlossener gegenüberstehen als die jungen russischsprachigen Juden. Sollte sich dieser Trend erhalten, dann sind ernstzunehmende Schwierigkeiten zu erwarten, auf lange Sicht hin genügend kompetente Führungskräfte in den Gemeinden zu gewinnen.

Die subjektive Daten, die wir aus der Umfrage gewinnen konnten, haben im weitestgehenden Sinne die Komplexität der Situation bestätigt, wie sie von den jüdischen Repräsentanten und Führungskräften in den Experten-Interviews beschrieben wurde. Fernerhin verwiesen die Ergebnisse der Umfrage auf einen unverkennbaren Trend hin zur Pluralisierung der jüdischen Gemeinschaft in Deutschland, entlang ganz unterschiedlicher Trends und Linien, wobei fast sämtliche dieser Linien einen indirekten Bezug zu den jüdischen Gemeinden hatten. In der jüdischen Bevölkerung in Deutschland bilden die Nicht-Orthodoxen die klare Mehrheit, und das hiesige Judentum kann – mit Ausnahme der ultra-orthodoxen Gruppierungen – zum ethno-kulturellen Cluster der heutigen jüdischen Welt gerechnet werden. Wie bereits in den vorherigen Kapiteln verdeutlicht, ist das ethno-kulturelle Cluster in sich heterogen, weist flexible Trends auf und ist auch durch eine bestimmte Permeabilität der kollektiven Abgrenzungen gekennzeichnet.

Viele Juden lassen sich in den Jüdischen Gemeinden als Mitglieder registrieren, aber wollen sich nicht im tieferen Sinne auf organisierte Gemeinschaft einlassen – selbst wenn sie Synagoge und Gottesdienst von Zeit zu Zeit besuchen. Folglich wäre von Gemeinden zu sprechen, die wenigstens eine geringe Kohärenz zeigen, wobei das Interesse der Mitglieder, sich zu engagieren, häufig noch begrenzt ausfällt.

Im organisierten jüdischen Leben in Deutschland (wie in anderen Ländern auch) stellt sich daher die Frage nach den Ursachen eines begrenzten Interesses und Engagements in den lokalen Gemeinden (und anderen jüdischen Institutionen und Vereinen). In den geführten Experten-Interviews wurde einerseits ein mangelndes inhaltliches Interesse der Basis bemängelt, andererseits die fehlende Attraktivität der Programme kritisiert. Dabei ist die Frage des Selbstverständnisses und der Attraktivität der Gemeinden *heute* von höchster Brisanz, zumal ein beträchtlicher Teil der Mitglieder sich als nicht-religiös bezeichnet und möglicherweise dem (global erkennbaren) Trend zum “Dabeisein-ohne-zu-glauben” – wie schon in Kapitel 1 beschrieben – folgt. Wenn dem so ist, bliebe herauszufinden, was an inhaltlicher Substanz die Community gleichwohl zusammenhält und worauf Motivationen der Dazugehörigkeit weiterhin gründen. Damit berühren wir die zentrale Frage der kollektiven Identitäten, die anhand unserer Untersuchungsergebnisse im nächsten Kapitel behandelt wird.

Kapitel 5. Kollektive Identitäten

Das Sample als Ganzes

Aspekte kollektiver Identität spielten eine wichtige Rolle in unserer Umfrage. Primär haben wir kollektive Identität daran untersucht, inwiefern sich die Befragten als Teil einer größeren Gruppe und in diesem Sinne auch solidarisch verbunden fühlen. Konkret wollten wir wissen, inwiefern sich die Befragten solidarisch verbunden mit Israel fühlten, zu welchem Grade aber auch als Teil des jüdischen Volkes, der deutschen Nation, oder auch – im Falle der Migranten – als Teil der Nation ihres Herkunftslandes.

Tabelle 5.1. Gefühlte Zugehörigkeit/Solidarität mit verschiedenen Gruppen/Nationen, Gesamtsample (%)

	Deutsche Nation (n=1169)	Jüdisches Volk (n=1143)	Solidarität mit Israel (n=1157)	Nation Herkunftsland* (n=946)
Gar nicht	46.2	3.9	3.1	28.2
Ein bißchen	30.5	13.4	8.6	27.7
Stark	20.0	32.8	24.6	32.3
Sehr stark	3.3	49.9	63.6	11.7
Total	100.0	100.0	100.0	100.0

Tabelle 5.1. zeigt, dass die gefühlte Solidarität mit Israel und das Zugehörigkeitsgefühl zum jüdischen Volk am stärksten ausgeprägt waren. Nur jeweils eine sehr kleine Minderheit fühlt weder Zugehörigkeit zum jüdischen Volk (3,9%) noch Solidarität mit Israel (3,1%). Interessant erscheint, dass sich 46,2% der Befragten mit der deutschen Nation überhaupt nicht verbunden fühlten und 28,2% der befragten Migranten auch keine kollektive Zugehörigkeit zur Nation ihres Herkunftslandes empfanden. Andererseits haben 44% der russischsprachigen jüdischen Immigranten noch starke oder sehr starke Zugehörigkeitsgefühle zur Nation ihres einstigen Herkunftslandes, und fast ein Viertel aller Befragten (23,3%) fühlt eine starke oder sehr starke Zugehörigkeit zur deutschen Nation.

Die hohe Identifikation unserer Befragten mit Israel und dem jüdischen Volk impliziert natürlich die Frage, auf welchen Werten und Vorstellungen sich diese starke Verbundenheit für sie heute gründet. Auf die Frage „Was bedeutet für Sie Judentum heute?“ wurde die Möglichkeit von Mehrfachantworten angeboten, weshalb die Gesamtsumme der Antworten weit über 100% liegt.

Im Einzelnen entschieden sich:

51,3% für (jüdische) Religion

42,7% für (jüdische) Kultur

30,0% für Ethnizität

27,4% für Gruppen-Solidarität

Dass mehr als die Hälfte der Befragten der Religion einen zentralen Stellenwert einräumt, belegt, dass diese Dimension im Judentum nach wie vor als ein wichtiges, wenn nicht *das* wichtigste Element in der jüdischen Identität betrachtet wird – unabhängig von der Tatsache, dass sich nur 13,2% der Befragten am orthodoxen Judentum orientieren, aber über 60% der Befragten (traditionell, säkular) sich unumwunden als nicht religiös bezeichnen. Offensichtlich fühlen und akzeptieren viele Befragte, dass Religion in beträchtlichem Maße Jüdischkeit und Judentum definiert, selbst wenn sie sich selbst als nicht religiös betrachten. Etwa drei Viertel der Befragten

besuchen die Synagoge wenigstens einmal im Jahr, 28,2% besuchen mehrmals im Jahr Gottesdienste; und 24,1% tun dies häufig.

Tabelle 5.2. Haltungen gegenüber gemischten Ehen und Kindern mit nicht-jüdischer Mutter

5.2.1. Nichtjüdischer Mann (Frau), der (die) eine jüdische Partnerin (Partner) heiratet, wird betrachtet als... (%) (1141)		
	Nicht-jüdischer Mann, verheiratet mit einer Jüdin	Nicht-jüdische Frau, verheiratet mit einem Juden
Jüdisch	4.1	5.3
vergleichbar mit jüdisch	21.6	3.2
Nichtjüdisch	74.2	91.5
Total	100.0	100.0
5.2.3. Kinder mit einem jüdischen und einem nicht-jüdischen Elternteil werden betrachtet als... (%)		
	Mutter jüdisch, Vater nichtjüdisch (n=1164)	Mutter nichtjüdisch, Vater jüdisch (n=1161)
Jüdisch	43.6	7.1
vergleichbar mit jüdisch	14.9	17.6
Nichtjüdisch	3.2	26.3
Hängt von der Erziehung daheim ab	38.3	49.0
Total	100.0	100.0
5.2.4. Haltung zu einer möglichen Heirat mit nichtjüdischem Partner/Partnerin (%)		
	Kinder der/des Befragten (n=1090)	Der/die Befragte selbst (n=637)
Dagegen	18.7	25.9
Nicht begeistert, aber vorstellbar	39.5	33.9
Keine Einwände	41.7	40.2
Total	100.0	100.0

Aus Tabelle 5.2. lässt sich entnehmen, dass viele Befragte die religiösen Kriterien ernst nehmen in der Frage, wer Jude sei und inwiefern (nichtjüdische) Partner/Kinder aus exogamen Ehen/Familien möglicherweise auch als Juden betrachtet werden können. In ihrer Mehrheit tendierten die von uns befragten Personen dazu, einen klaren halachischen Standpunkt einzunehmen. Folglich betrachteten die meisten Befragten nicht jüdische (Ehe-)Partner als eindeutig nicht-jüdisch. Besonders einhellig wurde dies so gesehen für Frauen nichtjüdischen Ursprungs, die einen jüdischen Mann geheiratet haben.

Teilweise anders gestalteten sich die Antwortergebnisse, wenn es um die Haltung zu Kindern aus exogamen Partnerschaften ging. Hier trafen wir auf eine Mischung aus halachischen und nicht-halachischen Sichtweisen. Dass eine klare Abgrenzung zwischen jüdischen und nichtjüdischen Kindern bei nicht-jüdischen *Müttern* entschieden vorgenommen wurde, zeigt, dass zumindest ein Teil der Befragten die *halachische* Sicht, nach der die Frau die *entscheidende* Rolle bezüglich Abstammung innehat, klar befürwortet. Das Kind eines nichtjüdischen Mannes und einer jüdischen Mutter wird von einer Mehrheit als jüdisch betrachtet, was umgekehrt – bei nichtjüdischer Mutter und jüdischem Vater – eher selten so gesehen wurde. Überraschend viele der Befragten (49%) machten die Jüdischkeit eines Kindes mit nichtjüdischer Mutter und jüdischem Vaters aber von der jüdischen *Bildung und Erziehung* zu Hause abhängig – eine Haltung, die eher typisch ist für das amerikanische Reformjudentum, wo Kinder mit „nur“ jüdischem Vater den Zugang in die Gemeinden problemlos finden, insofern sie auch eine jüdische Sozialisation im Elternhaus durchlaufen haben.

Eine unkonventionelle, in gewisser Weise nicht-halachische Sichtweise konnten wir auch in Bezug auf das Heiratsverhalten feststellen. Rund drei Viertel der Befragten haben (für sich selbst) keine prinzipiellen Einwände gegen die Heirat mit einem nichtjüdischen Partner (40 Prozent haben

überhaupt keine Einwände). Rund 80 Prozent der Respondenten würden *nicht* gegen eine Ehe ihres jüdischen Kindes mit nichtjüdischem Partner opponieren (41,7 Prozent haben überhaupt keine Einwände).

Kollektive Identitäten bei den russischsprachigen Juden

Das Sample der russischsprachigen Juden, für sich betrachtet, bietet hervorragende Möglichkeiten, eine bestimmte Diversität in der kollektiven Identität aufzuhellen, wobei wiederum Religiosität (Nichtreligiosität) einen erstaunlich hohen Einflußfaktor bildet. Dies betrifft zuallererst die Intensität der gefühlten Verbundenheit mit Judentum, jüdischem Volk und Israel.

Befragte, die sich dem orthodoxen Judentum verbunden fühlen, zeigen eine deutlich stärkere Verbindung zu Judentum und jüdischem Volk, als dies unter den Säkularen der Fall ist (Tab. 5.3.) Dies drückt sich unter anderem in dem Bewußtsein aus, Teil des jüdischen Volkes zu sein (Tab. 5.3.1); in der aktiven Vermittlung jüdischer Bildung an die eigenen Kinder (Tab. 5.3.2.) und in der prinzipiellen Bedeutung, die der jüdischen Bildung für die Kinder beigemessen wird (Tab. 5.3.3.); in der Nutzung jüdischer Medien; in der Präferenz für einen jüdischen Partner (für die eigenen Kinder wie auch für sich selbst, Tab. 5.3.4-5.3.5); in der Jüdischkeit der engsten Freunde in Deutschland und der Jüdischkeit der russischsprachigen Freunde; in der Mitgliedschaft in jüdischen Organisationen in Deutschland; in der Frequenz der Synagogenbesuche; in der Kenntnis des Jiddischen und dem Bewußtsein, Teil der russischsprachigen jüdischen Gemeinschaft in Deutschland zu sein.

Tab. 5.3 Kollektive Identität russischsprachiger Juden in Relation zu Religiosität (Nichtreligiosität)

	Orthodox / Ultra-orthodox	Liberal	Traditionell	Säkular
5.3.1. Bewusstsein, Teil des jüdischen Volkes zu sein (n=867 ;%; Chi sq=0)				
Gar nicht	1.9	4.8	2.3	6.1
Wenig	17.9	17.6	8.8	15.4
Stark	16.0	35.1	35.2	42.3
Sehr stark	64.2	42.6	53.6	36.2
Total	100.0	100.0	100.0	100.0
5.3.2. Den Kindern eine jüdische Bildung ermöglicht (bzw. die Absicht, dies zu tun) (n=650 ;%; chi sq=0)				
Keine jüdische Bildung	32.9	57.1	63.9	76.7
Besuch der Sonntagsschule	19.7	10.0	16.5	6.7
Besuch jüdischer Tagesschule	30.3	19.3	11.3	7.1
Andere Angebote	17.1	13.6	8.2	9.6
Total	100.0	100.0	100.0	100.0
5.3.3. "Wie wichtig ist es, dass die Kinder eine jüdische Bildung erhalten...?" (n=760 ;%; Chi sq=0)				
Gar nicht	7.5	22.3	19.7	44.9
Wenig	20.4	24.6	23.1	30.8
Wichtig	15.1	34.3	29.7	19.0
Sehr wichtig	57.0	18.9	27.5	5.3
Total	100.0	100.0	100.0	100.0
5.3.4. Haltung zu einer möglichen Heirat der Kinder mit nichtjüdischen Partnern (n=814; %; Chi sq=0)				
Dagegen	43.3	14.3	18.5	8.0
nicht begeistert, aber vorstellbar	32.0	43.4	45.2	33.4
keine Einwände	24.7	42.3	36.3	58.5
Total	100.0	100.0	100.0	100.0

5.3.5. Haltung zur möglichen eigenen Heirat mit nichtjüdischem Partner/Partnerin (n=425; %; Chi sq=0)				
Dagegen	48.2	19.4	26.1	14.5
nicht begeistert, aber vorstellbar	23.2	35.5	39.9	25.4
Keine Einwände	28.6	45.2	34.1	60.1
Total	100.0	100.0	100.0	100.0
5.3.6. "Ein nicht-jüdischer Mann, der eine jüdische Frau heiratet, ist..." (n=848; %; Chi sq=0.022)				
Jüdisch	2.8	4.3	3.9	3.7
vergleichbar mit jüdisch	9.3	21.2	23.4	26.6
Nicht jüdisch	87.9	74.5	72.7	69.8
Total	100.0	100.0	100.0	100.0
5.3.7. Das Kind eines nichtjüdischen Mannes und einer jüdischen Frau ist... (n=873 ;%; Chi sq=0)				
Jüdisch	67.9	42.6	39.5	27.5
vergleichbar mit jüdisch	10.1	11.2	17.1	19.2
Nicht jüdisch	2.8	4.3	4.2	3.5
Hängt von der Erziehung daheim ab	19.3	42.0	39.2	49.8
Total	100.0	100.0	100.0	100.0
5.3.8. Das Kind einer nichtjüdischen Frau und eines jüdischen Mannes ist... (n=871 ;%; Chi sq=0)				
Jüdisch	7.3	4.8	6.0	11.0
Vergleichbar mit jüdisch	11.0	19.6	15.8	18.2
Nicht jüdisch	54.1	25.4	23.8	14.0
Hängt von der Erziehung daheim ab	27.5	50.3	54.3	56.8
Total	100.0	100.0	100.0	100.0
5.3.9. Besuche in Israel (n=872; %; Chi sq=0)				
Nie	27.3	43.5	39.3	50.6
bisher einmal	32.7	31.0	30.5	29.1
Mehrmals	40.0	25.5	30.2	20.3
Total	100.0	100.0	100.0	100.0
5.3.10. Mitgliedschaft in zionistischen oder anderen Pro-Israel-Organisationen (n=840; %)				
Nein	83.0	93.8	92.9	94.4
Ja	17.0	6.2	7.1	5.6
Total	100.0	100.0	100.0	100.0

64.2% der orthodoxen Befragten fühlen sich in starker Weise als Teil des jüdischen Volkes, während der korrespondierende Anteil bei den Säkularen nur ganze 36.2% beträgt. 42.9% der orthodoxen Befragten unterhalten häufige Kontakte mit jüdischen Institutionen in Deutschland, während dies bei den Säkularen nur 12% sind. 43.3% der Orthodoxen sprechen sich gegen eine Heirat ihrer Kinder mit nichtjüdischen Partnern aus, während nur 8% der befragten Säkularen das genauso kritisch sehen. 58.5% der säkularen Befragten haben überhaupt keine Einwände, wenn ihre Kinder einen nichtjüdischen Partner heiraten, während dies bei den Orthodoxen lediglich 24,7% so sehen. Wenig überraschend erscheint, dass 47.3% der Orthodoxen häufig eine Synagoge besuchen, während dies nur 7.9% der von uns befragten Säkularen so tun. Damit einhergehend, verstehen die orthodoxen Befragten ihr Judentum und das jüdische Volk viel stärker in halachischen Kategorien, als dies die Säkularen tun. Dies zeigt sich, ähnlich wie beim Gesamtsample, in der Frage, wie ein nicht-jüdischer Partner (Partnerin) zu betrachten sei, der einen jüdischen Partner (Partnerin) habe, und auch, wie ein Kind aus exogamer Partnerschaft zu betrachten sei. 87.9% der orthodoxen Befragten betrachten einen nicht-jüdischen Mann, der eine jüdische Frau heiratet, als eindeutig nichtjüdisch, während die korrespondierende Zahl bei den Säkularen nur 69.8% beträgt. Und während nur 27,5% der Säkularen meinen, dass das Kind eines nicht-jüdischen Mannes und einer jüdischen Frau als jüdisch betrachtet werden kann, sind volle 67,9% der Orthodoxen dieser Meinung. 49,8 Prozent der Säkularen sind der Meinung, die Jüdischkeit eines solchen Kindes hänge von der jüdischen Erziehung zu Hause ab, doch nur 19,3% der Orthodoxen teilen diese Meinung.

In der Gesamtheit zeigt sich erwartungsgemäß, dass die orthodoxen Befragten sich ihrer Loyalität zum Judentum und zum jüdischen Volk viel stärker bewußt sind, stärker in die Aktivitäten von jüdischen Institutionen eingebunden sind, und dass sie sich stärker um jüdische Bildung für ihre Kinder bemühen. In deutlich stärkerem Maß als die Säkularen, schauen sie nach einer Umgebung und Infrastruktur, die jüdisch geprägt ist, und sie neigen dazu, russischsprachige Juden als Freunde zu haben. Offenbar empfinden sie sich sowohl mehr „jüdisch“ als auch mehr „russisch-jüdisch“ – und beides scheint in ihren Augen zusammenzugehen.

Interessant auch, dass die Orthodoxen sich stärker als die Säkularen mit Israel als dem Jüdischen Staat verbunden fühlen. Orthodoxe besuchen Israel häufiger als die anderen Teilgruppen – insbesondere im Vergleich zu den Säkularen -, und sie sind häufiger Mitglied in zionistischen oder anderen Pro-Israel-Organisationen. 17% der Orthodoxen sind Mitglied in solchen Organisationen, was ein deutlicher höherer Anteil ist als in den anderen Teilgruppen – und besonders deutlich über dem Anteil der Säkularen (5.6%) liegt.

Alter und kollektive Identität

Tab.5.4. Der Einfluss von Alter

	Alter unter 40	Alter 41-60	Alter über 61
5.4.1. Bedeutung, die einer jüdischen Bildung für die Kinder beigemessen wird (n=795 ;%; Chi sq=0)			
keine	19.4	33.5	35.7
Wenig	23.9	30.6	22.9
Groß	21.1	23.4	25.1
Sehr groß	35.6	12.5	16.3
Total	100.0	100.0	100.0
5.4.2. Kenntnisse des Hebräischen (n=815 ;%; Chi sq=0)			
Keine	74.4	93.9	97.0
Etwas	18.3	4.3	2.0
Gut	3.3	0.9	1.0
Sehr gut	3.9	0.9	0.0
Total	100.0	100.0	100.0
5.4.3. „Fühlen Sie Solidarität mit Israel?“ (n=920 ;%; Chi sq=0)			
Gar nicht	4.7	1.8	2.8
Etwas	13.6	12.5	4.6
stark	28.3	29.0	25.6
Sehr stark	53.4	56.6	67.0
Total	100.0	100.0	100.0
5.4.4. “Wie stark verfolgen Sie Ereignisse und Entwicklungen in Israel?“ (n=917 ;%; Chi sq=0)			
Gar nicht	4.1	0.7	1.5
Etwas	23.3	13.8	5.3
Stark	33.2	36.1	31.0
Sehr stark	39.4	49.4	62.2
Total	100.0	100.0	100.0
5.4.5. Jüdische Bildung für die Kinder wird / wurde ermöglicht? (n=689 ;%; Chi sq=0)			
Keine jüdische Bildung	38.8	64.9	73.8
Jüdische Sonntagsschule	20.0	14.2	6.2
Jüdische Tagesschule	23.8	10.0	11.6
Anderes	17.5	10.9	8.4
Total	100.0	100.0	100.0

5.4.6. Kind eines nicht-jüdischen Mannes u. einer jüdischen Frau wird betrachtet als... (n=922 ;%; Chi sq=0)			
jüdisch	57.5	38.0	28.3
Vergleichbar mit jüdisch	10.4	14.9	18.3
Nicht jüdisch	2.1	2.9	5.1
Hängt von der Erziehung daheim ab	30.1	44.2	48.3
Total	100.0	100.0	100.0
5.4.7. "In welchem Maße fühlen Sie sich als Teil des jüdischen Volkes?" (n=948 ;%; Chi sq=0.002)			
Gar nicht	4.8	4.2	2.1
Etwas	15.9	14.2	7.4
stark	39.5	31.9	28.4
Sehr stark	39.8	49.7	62.1
Total	100.0	100.0	100.0
5.4.8. Haltung zu einer möglichen Heirat der Kinder mit nichtjüdischen Partnern (n=901 ;%; Chi sq=0)			
Dagegen	12.4	18.5	25.0
Nicht begeistert, aber vorstellbar	36.1	40.0	46.7
Keine Einwände	51.5	41.5	28.3
Total	100.0	100.0	100.0
5.4.9. „Wieviele Male sind Sie in Israel gewesen?“ (n=969 ;%; Chi sq=0)			
Gar nicht	51.2	38.4	17.7
Einmal	29.2	32.7	26.0
Mehrere Male	19.6	29.0	56.3
Total	100.0	100.0	100.0

Wie wir sehen, ist auch bei den russischsprachigen Juden das Alter ein wichtiger Einflussfaktor. Wie wir Tabelle 5.4 entnehmen können, sind die Zusammenhänge zwischen jüdischen Identitätsmustern und Alter keineswegs ein-dimensional. So sind es die Befragten unter 40 Jahren, für die eine jüdische Erziehung der Kinder ganz klar die größte Bedeutung hat. Andererseits sind es die über 60jährigen, die sich mit Abstand am stärksten als Teil des jüdischen Volkes verstehen und die häufiger Mitglied in jüdischen Organisationen werden. Es sind ihrerseits wieder die jüngeren Befragten, bei denen stärkere Kenntnisse des Hebräischen vorhanden sind, während die ältere Generation eine stärkere Solidarität mit Israel bekundet. 97% der über 60jährigen verfügen über keinerlei Hebräischkenntnisse, während dies nur 74.4% jener Befragten im Alter unter 40 Jahren betrifft. 62.2% der über 60jährigen verfolgen intensiv die Ereignisse und Entwicklungen in Israel, während dasselbe nur 39.4% der unter 40jährigen tun. 73.8% der über 60jährigen haben ihren Kindern keine jüdischen Bildungsmöglichkeiten eröffnet, während dasselbe nur auf 38.8% der unter 40jährigen zutrifft. 73% der über 60jährigen sind Mitglieder in jüdischen Organisationen in Deutschland (Jüdische Gemeinden inbegriffen), während es in der Altersgruppe unter 40 nur 56.5% sind.

Interessanterweise betrachten die Befragten unter 40 Jahren Judentum und jüdisches Volk stärker nach halachischen Normen, als dies die Befragten über 60 Jahren tun. Dies wird deutlich, wenn es zu der Frage kommt, wie das Kind eines nicht-jüdischen Mannes und einer jüdischen Frau zu betrachten sei, wie auch das Kind eines jüdischen Mannes und einer nicht-jüdischen Frau. 57,5% der Befragten in der Altersgruppe unter 40 betrachten das Kind eines nicht-jüdischen Mannes und einer jüdischen Frau als eindeutig jüdisch, während die korrespondierende Zahl in der Altersgruppe über 60 nur 28,3% beträgt. 48,3% der Befragten über 60 sind der Meinung, ein solches Kind sollte als jüdisch betrachtet werden, wenn es zu Hause jüdisch erzogen wurde, während dies nur 30,1% der Befragten im Alter unter 40 so sehen.

Die einzelnen Altersgruppen demonstrieren somit unterschiedlich starke Verbindungen zum Judentum, zum jüdischen Volk und zu Israel. So legt die jüngere Generation, gemessen mit den

anderen, den relativ größten Wert auf jüdische Bildung, und ist auch am intensivsten bemüht, jüdische Bildungsangebote für die Kinder zu organisieren.

Die jüngeren russischsprachigen Juden besitzen – insgesamt gesehen – geringe Hebräischkenntnisse, aber es sind mehr als bei den älteren, und die jüngere Generation besucht auch die Synagogen-Gottesdienste häufiger. Dies erscheint konform mit ihrem generell stärker halachisch orientierten Verständnis, wer Jude sei. Andererseits ist es die Gruppe der älteren russischsprachigen Juden, die stärkere Zugehörigkeitsgefühle zum jüdischen Volk und mehr Solidarität mit dem Staat Israel signalisiert, wie auch eine allgemein größere Bereitschaft bekundet, sich jüdischen Organisationen und *russisch*-jüdischen Organisationen anzuschließen. Die je nach Alter unterschiedliche Intensität der Hinwendung zu *bestimmten* Aspekten jüdischen Lebens mag viel damit zu tun haben, dass sich die russischsprachigen Juden eine organisierte jüdische Welt in Deutschland erst allmählich erschließen. Dabei erlebt jede Alterskategorie für sich selbst unterschiedliche Realitäten und Erfahrungen. Die ältere Generation hat in ihrer Kindheit und Jugend keine oder kaum aktive jüdische Einrichtungen kennen gelernt. Die jüngere Generation ist dagegen mit jüdischen Einrichtungen in Deutschland stärker vertraut, obwohl auch sie zu Hause nur wenig jüdische Bildung erlebt hat.

Darüber hinaus fällt auf, daß die Befragten im Alter von über 60 Jahren engere Kontakte zu ihren früheren Heimatländern pflegen. Sie reisen häufiger dorthin, besuchen Verwandte, Freunde und besuchen die Gräber der Vorfahren. So fahren beispielsweise 29.4% der Befragten im Alter (61+) wenigstens einmal im Jahr in ihr früheres Heimatland, während der korrespondierende Anteil bei denen unter 40 Jahren nur 16% beträgt. Während die Bindungen an das Herkunftsland in der älteren Generation weit stärker bleiben, gehen diese Bindungen in der jüngeren Generation gleichwohl nicht vollkommen verloren.

Aufenthaltsdauer und kollektive Identität

Auch die Dauer des Aufenthaltes in Deutschland beeinflusst offenbar die kollektiven Identitäten der russischen Juden. So ist die Verbindung zu Judentum und jüdischem Volk eindeutig stärker ausgeprägt unter denjenigen, die schon länger als 16 Jahre im Land leben, verglichen mit jenen, die weniger als 10 Jahre hier verweilen. Erstere fühlen sich stärker zum jüdischen Volk gehörig und haben mehr Kontakt zu jüdischen Einrichtungen in Deutschland. Sie sind stärker motiviert, ihren Kindern eine jüdische Bildung zu vermitteln, und häufiger kritisch eingestellt, wenn es um eine Heirat ihrer Kinder – oder eine eigene Eheschließung - mit einem Nichtjuden/einer Nichtjüdin geht. Ihre engsten Freunde in Deutschland sind häufiger jüdisch, was auch auf die russischsprachigen Freunde zutrifft. Befragte, die mehr als 16 Jahre in Deutschland wohnen, zeigen zudem eine stärkere Verbundenheit mit Israel als jene, die weniger als zehn Jahre hier leben – was sich in der Häufigkeit der Israel-Besuche und den vorhandenen Hebräisch-Kenntnissen zeigt.

62.1% der länger hier lebenden Befragten (16 Jahre+) fühlen sich in starker Weise zugehörig zum jüdischen Volk, während die korrespondierende Zahl unter den erst seit kurzem hier lebenden (weniger als 10 Jahre) nur 39.8% betrug. 36.8% der länger hier lebenden Befragten (16 Jahre +) haben häufig Kontakt zu jüdischen Einrichtungen in Deutschland, während die korrespondierende Zahl unter den erst seit kurzem hier lebenden (weniger als 10 Jahre) nur 22.5% beträgt. 56.3% der länger hier lebenden Befragten (16 Jahre +) haben Israel bereits mehrere Male besucht, während dies nur auf 19,6% der erst seit kurzem hier lebenden (weniger als 10 Jahre) zutrifft. Damit kristallisiert sich heraus, dass die russischsprachigen Juden sich mit zunehmendem Aufenthalt in Deutschland ihrer Jüdischkeit stärker bewußt werden. Dies mag zum Teil dadurch

erklärt werden, dass viele der russischsprachigen Juden vor ihrer Emigration vom Judentum grundsätzlich entfernt waren, und dass Deutschland der Platz ist, an dem sie sich das jüdische Erbe schrittweise (wieder) aneignen.

Wie erwartet werden konnte, pflegen diejenigen Befragten, die weniger als 10 Jahre in Deutschland leben, intensivere Kontakte in das frühere Heimatland, als dies die schon länger hier lebenden tun. Vorrangig werden Verwandte und Freunde besucht und das Land touristisch bereist. Darüber hinaus fällt aber auch auf, dass diejenigen, die schon länger in Deutschland leben, ebenfalls Kontakte zum früheren Heimatland behalten. 70.4% der Befragten mit Aufenthaltsdauer in Deutschland von weniger als 10 Jahren haben häufig oder sehr häufig Kontakt mit Verwandten oder Freunden im ehemaligen Heimatland, während die korrespondierende Zahl bei Befragten mit einer Aufenthaltsdauer von mehr als 16 Jahren immerhin noch 40.4% beträgt. 49.4% der Befragten mit Aufenthaltsdauer in Deutschland von weniger als 10 Jahren reisen mindestens einmal in zwei Jahren in ihr früheres Heimatland, während die korrespondierende Zahl bei Befragten mit einer Aufenthaltsdauer von mehr als 16 Jahren bei 23,9% liegt. Es wird offensichtlich, dass ein längerer Aufenthalt in Deutschland die Verbindungen ins frühere Heimatland allmählich abschwächt, die russischsprachigen Juden insgesamt aber in transnationalen Netzwerken verbunden bleiben, da sie auch langfristig Kontakte zum Herkunftsland halten und diese Kontakte in ihren hiesigen Alltag integrieren.

Homogene und nicht-homogene jüdische Familien

Grundsätzlich fällt auf, dass Befragte, die aus homogen-jüdischen Familien kommen, eine stärkere Verbindung zu Judentum und jüdischem Volk besitzen als Personen mit exogamem Elternhaus (Tab. 5.5). Das wird daran deutlich, wie stark sich die Befragten als Teil des jüdischen Volkes verstehen; wie hoch sie motiviert sind, ihren Kindern eine jüdische Bildung zu vermitteln und wie häufig die Einwände gegen eine eigene Heirat – oder eine Heirat der Kinder – mit nichtjüdischem Partner/Partnerin sind. Auf der anderen Seite betonen die Abkömmlinge aus homogen-jüdischen Familien auch in stärkerem Maße die Unannehmlichkeiten in Deutschland, die sich aus der Erinnerung an die Shoah, dem in Deutschland präsenten Antisemitismus und aus eigenen, persönlichen Erfahrungen mit Antisemitismus ergeben. Zudem sind die Abkömmlinge aus homogen-jüdischen Familien in größerer Zahl in den jüdischen Organisationen des Landes präsent und besuchen häufiger die Synagoge. Schließlich wird bei ihnen auch eine stärkere Verbindung mit Israel ersichtlich: Sie besuchen Israel häufiger, fühlen in stärkerem Maße Solidarität mit dem jüdischen Staat, verfolgen dort intensiver die aktuellen Ereignisse und Entwicklungen und sind häufiger aktiv in zionistischen oder anderen Pro-Israel-Organisationen. 52,3% der Abkömmlinge aus homogen-jüdischen Familien fühlen sich in sehr starkem Maße als Teil des jüdischen Volkes, während dies nur auf 25,6% der Abkömmlinge aus gemischten Elternhäusern zutrifft. 74,5% der Abkömmlinge aus homogen-jüdischen Familien sind Mitglieder in jüdischen Organisationen (incl. der Jüdischen Gemeinden) in Deutschland. 66,5% fühlen eine starke Solidarität mit Israel, bei den Abkömmlingen aus gemischten Elternhäusern sind es 47,3%.

Außerdem verfolgen 58,8% der Befragten aus homogen-jüdischen Familien die Ereignisse und Entwicklungen in Israel sehr intensiv, während dies nur 39,3% der Abkömmlinge aus gemischten Elternhäusern tun. Andererseits fühlen sich Abkömmlinge aus gemischten Familien stärker mit dem ursprünglichen Heimatland verbunden: Sie reisen öfter dorthin, fühlen sich dort (graduell) eher zu Hause und fühlen sich auch häufiger als andere Immigranten als Teil der Nation des Herkunftslandes.

Tab. 5.5. Homogene und nicht-homogene jüdische Familien

	Nicht-homogene Familien	Homogen jüdische Familien
5.5.1. „In welchem Maß fühlen Sie sich als Teil des jüdischen Volkes?“ (n=943 ;%; Chi sq=0)		
Gar nicht	12.0	1.5
Etwas	24.4	10.9
Stark	38.0	35.3
sehr stark	25.6	52.3
Total	100.0	100.0
5.5.2. Haltung zu einer möglichen Heirat der Kinder mit nichtjüdischen Partnern (n=896; %; Chi sq=0)		
Dagegen	10.4	17.5
Nicht begeistert, aber vorstellbar	25.7	43.0
Keine Einwände	63.9	39.6
Total	100.0	100.0
5.5.3. Haltung zu eigener Heirat mit nichtjüdischem Partner/Partnerin (n=464; %; Chi sq=0)		
Dagegen	15.7	25.4
Nicht begeistert, aber vorstellbar	23.5	34.1
Keine Einwände	60.8	40.5
Total	100.0	100.0
5.5.4. „Fühlen Sie Solidarität mit Israel?“ (n=957 ;%; Chi sq=0)		
Gar nicht	4.5	2.3
Etwas	14.8	6.8
Stark	33.3	24.4
Sehr stark	47.3	66.5
Total	100.0	100.0
5.5.5. Inwiefern verfolgen Sie Ereignisse und Entwicklungen in Israel? (n=954 ;%; Chi sq=0)		
Gar nicht	4.2	1.0
Etwas	19.8	8.5
Stark	36.6	31.6
Sehr stark	39.3	58.8
Total	100.0	100.0
5.5.6. Fühlen Sie sich als Teil der Nation ihres Herkunftslandes? (n=932 ;%; Chi sq=0)		
Gar nicht	20.9	31.3
Etwas	25.6	28.3
Stark	36.2	30.8
Sehr stark	17.3	9.6
Total	100.0	100.0

Einfluß von endogamen/exogamen Partnerschaften

Ähnlich wie bei der Frage von homogenen versus nicht-homogen jüdischen Elternhäusern interessierte uns auch, inwiefern sich eine jüdisch-homogene bzw. exogame Partnerschaft der Befragten auf ihre kollektiven Identitäten auswirkt. In relativ eindeutiger Weise zeigte sich hier, dass die russischsprachigen jüdischen Befragten mit jüdischem Partner (Partnerin) eine viel stärkere Verbindung zum Judentum und zum jüdischen Volk besitzen als jene, die mit nicht-jüdischem Partner (Partnerin) leben. Wie aus Tabelle 5.6. ersichtlich wird, finden sich die Unterschiede vor allem in der Intensität der Kontakte mit jüdischen Institutionen in Deutschland; in der Bedeutung, die einer jüdischen Bildung der Kinder beigemessen wird; in der kritischen Haltung gegenüber einer eigenen Heirat – oder einer Heirat der Kinder – mit nichtjüdischem Partner/Partnerin; in der kritischen Bewertung von gegenwärtigem Antisemitismus in Deutschland und von eigenen, persönlichen Erfahrungen mit Antisemitismus; in der Jüdischkeit der engsten Freunde in Deutschland - einschließlich der russischsprachigen Freunde – wie auch in der Häufigkeit der Gottesdienstbesuche. Die Befragten mit homogen-jüdischer Partnerschaft besuchen Israel öfter und sind häufiger Mitglied in zionistischen oder anderen Pro-Israel-Organisationen. 21.1% der Befragten mit homogen-jüdischer Partnerschaft sind gegen eine mögliche Heirat ihrer Kinder mit

nichtjüdischem Partner/-in, während dies nur 6.1% unter denjenigen mit exogamer Partnerschaft sind. 40.5% der Befragten mit homogen-jüdischer Partnerschaft zählen ausschließlich Juden zu ihren engsten Freunden in Deutschland, während die korrespondierende Zahl für jene in exogamen Partnerschaften bei 24.8% liegt. 36.1% der Befragten mit homogen-jüdischer Partnerschaft haben noch nie Israel besucht, während der korrespondierende Anteil bei Befragten mit jüdischem Partner/-in immerhin 53.1% beträgt.

Bei allen von uns eingesetzten Parametern wurde deutlich, dass bei endogamen Partnerschaften eine viel stärkere Verbindung zum Judentum und zum jüdischen Volk existiert als bei exogamen. Andererseits hatten unsere Befragten mit homogen-jüdischen Partnerschaften eine weniger positive Sichtweise auf das jüdische Leben in Deutschland und zeigten eine stärkere Neigung, sich in einem homogenen russischsprachig-jüdischen Umfeld zu bewegen. Das wurde unter anderem sichtbar am häufigeren Besuch der Synagogen-Gottesdienste, und in indirekter Weise spiegelte sich dies auch in einem stärkeren Gefühl der Solidarität mit Israel wieder.

Tab. 5.6. Einfluß endogamer/exogamer Partnerschaften

	In Partnerschaft mit Nichtjude/ Nichtjüdin	In Partnerschaft mit Jude/Jüdin
5.6.1. Haltung zu einer möglichen Heirat der Kinder mit nichtjüdischen Partnern (n=667; %; Chi sq=0)		
Dagegen	6.1	21.1
Nicht begeistert, aber vorstellbar	31.7	43.5
Keine Einwände	62.2	35.4
Total	100.0	100.0
5.6.2. Haltung zu eigener Heirat mit nichtjüdischem Partner/Partnerin (n=283; %; Chi sq=0)		
Dagegen	8.9	30.2
Nicht begeistert, aber vorstellbar	22.8	32.4
keine Einwände	68.3	37.4
Total	100.0	100.0
5.6.3. „Wie oft sind Sie in Israel gewesen?“ (n=693; %; Chi sq=0)		
Nie	53.1	36.1
Einmal	27.1	31.7
Mehrere Male	19.8	32.2
Total	100.0	100.0
5.6.4. „Wie oft reisen Sie in's einstige Herkunftsland?“ (n=684 ;%; Chi sq=0)		
Mindestens einmal im Jahr	31.4	21.6
Einmal aller zwei Jahre	19.0	14.3
Weniger als einmal in zwei Jahren	20.9	20.4
Selten, wenn überhaupt	28.7	43.7
Total	100.0	100.0

Auf der anderen Seite halten die russischsprachigen Befragten mit nichtjüdischem Partner/ Partnerin stärkere Verbindungen in das einstige Herkunftsland: Sie haben häufiger Kontakt zu Verwandten und Freunden, die in der einstigen Heimat geblieben sind, und bereisen das Land öfters als Touristen. 50,4% der Befragten mit nichtjüdischem Partner/Partnerin reisen wenigstens einmal in zwei Jahren in die einstige Heimat, während die korrespondierende Zahl bei den Befragten mit jüdischem Partner/-in nur 35,9% beträgt.

Einfluß von Wohnort auf kollektive Identitäten

Die jeweilige Wohnort-Region hat ebenfalls einen signifikanten Einfluß auf jene Haltungen der russischsprachigen Juden, die uns im Rahmen der Studie besonders interessieren (Tab. 5.7.1-4). Befragte im Osten Deutschlands zeigen eine allgemein schwächere Verbindung zum Judentum und zum jüdischen Volk, als dies die Befragten im Westen Deutschlands und speziell in Berlin tun. Die Unterschiede werden deutlich bei der gefühlten Zugehörigkeit zum jüdischen Volk; der Häufigkeit der Kontakte mit jüdischen Einrichtungen in Deutschland; der Bedeutung, die einer jüdischen Bildung für die eigenen Kinder beigemessen wird; der kritischen Einstellung zu einer Heirat der Kinder – oder einer eigenen Heirat – mit nichtjüdischem Partner/Partnerin; der Jüdischkeit der engsten Freunde in Deutschland wie auch der engsten russischsprachigen Freunde. Die Befragten in Ostdeutschland zeigten auch eine schwächere Verbindung zu Israel, gemessen an jenen mit Wohnort in Berlin bzw. in den alten Bundesländern. Dies wurde deutlich anhand der (relativ) geringen Häufigkeit der Besuche in Israel; eines schwächeren Gefühls der Solidarität mit dem jüdischen Staate; eines geringeren Interesses, den aktuellen Ereignissen und Entwicklungen in Israel zu folgen; anhand von weniger Mitgliedschaften in zionistischen oder anderen Pro-Israel-Organisationen und schließlich auch anhand geringerer Hebräisch-Kenntnisse.

So fühlten 48.7% der Befragten in den neuen Bundesländern eine starke Solidarität mit Israel, während die korrespondierenden Anteile bei den Befragten in Berlin und in den alten Bundesländern bei 62% und 66.3% lagen. Nur ganze 1.8% der Befragten im Osten sind Mitglied in einer zionistischen oder anderen Pro-Israel-Organisation, während dies 4.6% der Befragten in Berlin und 10.1% der Befragten im Westen waren (Tab. 5.7.2.). In ähnlicher Weise haben 64.3% der Befragten im Osten keine Einwände gegen eine mögliche Heirat ihres Kindes mit einem nicht-jüdischen Partner/Partnerin, während diese Haltung in Berlin und im Westen nur 43.1% bzw. 29.3% der Befragten teilen. 20.1% der Befragten in Ostdeutschland bestätigten, dass ihre engsten Freunde in Deutschland ausschließlich jüdisch seien, während der korrespondierende Anteil unter den Befragten in Berlin bei 38% und unter den Befragten in Westdeutschland bei 44% lag.

Dass Juden, die heute in Ostdeutschland wohnen, sich grundsätzlich weniger stark mit Judentum, jüdischem Volk und Israel verbunden fühlen, mag – wie bereits erwähnt - zumindest teilweise darin begründet sein, dass sie sehr kleinen jüdischen Gemeinden angehören, welche sich oft weit entfernt von den größeren jüdischen Zentren in Deutschland befinden. Geographisch eher an der Peripherie, sind diese Juden stärker abhängig von ihrer (nichtjüdischen) Umgebung, und damit mehr offen für deren Kultur und allgemeine Orientierungen.

Daneben ergaben unsere Daten, dass die russischsprachigen Juden in Berlin *deutschlandweit* die stärksten Kontakte zur *generellen* russischsprachigen Gemeinschaft (jüdisch und nichtjüdisch) besitzen. Dies läßt sich ablesen aus stärkeren Zugehörigkeitsgefühlen zur russischsprachigen *jüdischen* Gemeinschaft in Deutschland; aus den stärkeren Zugehörigkeitsgefühlen zur generellen russischsprachigen Community in Deutschland und schließlich aus einer höheren Mitgliederrate in Organisationen, die unter russischsprachigen Juden in Deutschland aktiv sind.

So fühlen sich 28,2% der Befragten in Berlin in sehr starker Weise als Teil der russischsprachigen Community in Deutschland, während die korrespondierenden Zahlen für die Befragten im Westen und im Osten Deutschlands nur 15,2% bzw. 14,3% betragen. Die deutlich engere Verbundenheit mit der russischsprachigen Community in Berlin läßt sich mit der allgemein großen Zahl von in Berlin lebenden russischsprachigen Juden und Nichtjuden wie auch der großen Zahl von russischsprachigen Kultur- und Bildungseinrichtungen, Clubs, Freizeitzentren und Vereinen begründen, die von beiden Populationsgruppen in der Tat stark frequentiert werden.

Größe der Jüdischen Gemeinde und kollektive Identitäten

Als Einflussfaktor für kollektive Identität spielt auch bei den russischsprachigen Juden die Größe der Jüdischen Gemeinde, zu der sie gehören, eine wichtige Rolle. Wie sich wiederum zeigt, ist die Verbundenheit mit Judentum und jüdischem Volk in den großen jüdischen Gemeinden deutlich stärker als in mittleren und kleinen Gemeinden (Tab. 5.7.5-7). Dies lässt sich erkennen an der Bedeutung, die der jüdischen Bildung für die Kinder beigemessen wird; an der kritischen Einstellung zu einer möglichen Heirat der Kinder – oder einer eigenen Heirat – mit einem nichtjüdischen Partner; der Jüdischkeit der engsten Freunde in Deutschland wie auch der russischsprachigen Freunde unter ihnen. Die Verbindung mit Israel ist ebenfalls (etwas) stärker unter den Befragten in den großen jüdischen Gemeinden, was sich am Interesse für die aktuellen Ereignisse und Entwicklungen in Israel und an der Häufigkeit von Mitgliedschaften in zionistischen oder anderen Pro-Israel-Organisationen ablesen lässt.

Tab. 5.7. Wohnort-Region und Größe der jüdischen Gemeinde als Einflußfaktoren

	Wohnort in Berlin	Wohnort im Osten	Wohnort im Westen
5.7.1. Solidarität mit Israel in Korrelation zum Wohnort (n=962 ;%; Chi sq=0)			
Gar nicht	3.1	0.9	3.7
Wenig	2.3	20.1	6.0
stark	32.6	30.3	24.0
Sehr stark	62.0	48.7	66.3
Total	100.0	100.0	100.0
5.7.2. Mitgliedschaft in zionistischen/Pro-Israel-Organisationen je nach Wohnort (n=923 ;%; Chi sq=0)			
Nein	95.4	98.2	89.9
Ja	4.6	1.8	10.1
Total	100.0	100.0	100.0
5.7.3. Haltung zu einer möglichen Heirat der Kinder mit nichtjüdischen Partnern (nach Wohnort) (n=901; ;%; Chi sq=0)			
Dagegen	34.1	9.2	13.8
Nicht begeistert, aber vorstellbar	36.6	26.6	43.1
Keine Einwände	29.3	64.3	43.1
Total	100.0	100.0	100.0
5.7.4. Verbundenheit mit der russischsprachigen Community nach Wohnort (n=854; ;%; Chi sq=0)			
Gar nicht	15.4	14.8	23.5
Etwas	16.2	35.0	20.4
stark	40.2	35.9	40.9
Sehr stark	28.2	14.3	15.2
Total	100.0	100.0	100.0
5.7.5. Haltung zu einer möglichen Heirat der Kinder mit Nicht-Juden in Korrelation zu Gemeindegröße (n=901 ;%; C-sq=0)			
	Große Gemeinde	Mittlere Gemeinde	Kleine Gemeinde
Dagegen	22.4	8.0	10.1
Nicht begeistert, aber vorstellbar	41.1	37.9	29.4
Keine Einwände	36.5	54.1	60.5
Total	100.0	100.0	100.0
5.7.6. Mitgliedschaft in zionistischen / anderen Pro-Israel-Organisationen in Korrelation zu Gemeindegröße (n=923 ;%; Chi sq=0)			
Nein	88.0	97.0	98.5
Ja	12.0	3.0	1.5
Total	100.0	100.0	100.0
5.7.7. Verbundenheit mit russischsprachiger Community in Korrelation zu Gemeindegröße (n=930 ;%; C-sq=0)			
Gar nicht	6.3	11.3	8.5
Wenig	19.1	27.6	28.5
stark	40.2	39.2	40.0
Sehr stark	34.4	22.0	23.1
Total	100.0	100.0	100.0

So haben 36.5% der Befragten in großen jüdischen Gemeinden keine Einwände gegen eine Heirat ihrer Kinder mit nichtjüdischem Partner (Partnerin), während die korrespondierenden Zahlen bei den Befragten in mittleren und kleinen Gemeinden 54.1% bzw. 60.5% betragen. 12% der Befragten in großen jüdischen Gemeinden waren Mitglied in einer zionistischen oder anderen pro-israelischen Organisation, während die korrespondierenden Anteile bei den Befragten in mittleren und kleinen jüdischen Gemeinden nur 3% bzw. 1% betragen.

Insgesamt erscheinen die Unterschiede aber nicht zu dramatisch, und die bestehenden Unterschiede liegen mit hoher Wahrscheinlichkeit darin begründet, dass die großen Gemeinden deutlich mehr jüdische Institutionen, Vereine, Netzwerke mit identitätsstiftenden Programmen aufzuweisen haben und sie zudem eine stärkere Präsenz in der Öffentlichkeit zeigen.

Zusätzlich kann auch hier konstatiert werden, dass die Befragten aus den großen jüdischen Gemeinden tendenziell stärker sowohl mit der russisch-jüdischen Community wie auch mit der allgemeinen russischsprachigen Community (jüdisch *und* nichtjüdisch) verbunden waren, als dies bei den Befragten in mittleren und kleinen Gemeinden der Fall war. Der Unterschied ist wiederum erkennbar im Zugehörigkeitsgefühl zur russischsprachig-jüdischen Community; im Zugehörigkeitsgefühl zur russischsprachigen Community in Deutschland und in der Häufigkeit der Mitgliedschaft in Organisationen, die unter russischsprachigen Menschen aktiv sind.

Geographische Herkunft als Einflußfaktor

Geographische Herkunft hatte unter den befragten Personen mit ursprünglichem Wohnort in der ehemaligen Sowjetunion offensichtlich keinen oder nur sehr geringen Einfluss auf die von uns untersuchten Aspekte kollektiver Identität. Immerhin ließ sich feststellen, dass diejenigen Befragten, die im europäischen Teil der früheren Sowjetunion geboren waren (ohne Russland und Ukraine) oder aus anderen Ländern Osteuropas kamen, häufiger Mitglied in einer jüdischen Organisation in Deutschland waren. Außerdem reist dieser Personenkreis seltener in die vormaligen Heimatländer, als es Personen aus anderen geographischen Regionen der früheren Sowjetunion tun. Ebenso zeigen die Befragten aus dem europäischen Teil der früheren Sowjetunion (ohne Russland und Ukraine) oder aus anderen Ländern Osteuropas eine geringere Verbundenheit mit der Nation ihres Herkunftslandes.

Kollektive Identitäten bei jüngeren russischsprachigen und einheimischen Juden (unter 40)

Ein Vergleich zwischen den einheimischen und zugewanderten Juden in der Altersgruppe unter 40 bietet zusätzliche Aufschlüsse über Unterschiede und Gemeinsamkeiten bei den kollektiven Identitäten. Es zeigte sich, dass die Verbundenheit mit dem jüdischen Volk und mit Israel bei den Einheimischen stärker ausgeprägt ist als bei den Immigranten. Ein weiterer Unterschied ergibt sich beim jeweiligen Vergleich zwischen der Verbundenheit mit dem jüdischen Volk und der Solidarität mit Israel: Unter den Einheimischen gibt es kaum Unterschiede in den jeweiligen Werten, während unter den russischsprachigen Juden die Verbundenheit mit Israel etwas höher liegt – aber dennoch hinter jener der Einheimischen zurückbleibt. Insgesamt bedeutet dies, dass die jüngeren Einheimischen stärker mit dem Judentum und mit Israel verbunden sind als die russischsprachigen Juden – zumindest jene im Alter von unter 40 Jahren – und dass das nationale Bewusstsein unter den Immigranten stärker ausgeprägt ist als ihre religiösen Affinitäten. Einzuräumen ist aber auch eine in beiden Gruppen vergleichsweise geringe Neigung, sich in zionistischen oder anderen Pro-Israel-Organisationen zu engagieren, wobei auch hier Differenzen zwischen den Einheimischen und den russischsprachigen Juden deutlich werden. So gaben immerhin 21,9% der Einheimischen an, Mitglied in einer zionistischen oder anderen Pro-Israel-Organisation zu sein, aber nur 8,1% der russischsprachigen Juden taten dasselbe.

Eine Mehrheit der Befragten aus beiden Gruppen besucht Synagogen-Gottesdienste zumindest von Zeit zu Zeit, aber auch dies kommt unter den Einheimischen häufiger vor als unter den russischsprachigen Juden.

Brisant ist auch in den jüngeren Gruppen, wie die Frage „Wer ist jüdisch?“ beantwortet wird. Nicht wenige Befragte aus beiden Gruppen unter 40 Jahren bekräftigen die halachischen Definitionen, doch ebenso finden sich viele auf beiden Seiten, die offen dafür plädieren, die Jüdischkeit unter bestimmten Umständen von der Erziehung und Bildung daheim abhängig zu machen. Insgesamt betrachten die Einheimischen und die russischsprachigen Juden die Problematik „Wer ist Jude?“ kaum unterschiedlich. Wir schließen daraus, dass die jungen russischsprachigen Juden dazu neigen, Vorstellungen von Jüdischkeit zu übernehmen, wie sie bei den Einheimischen schon seit längerem präsent sind. An diesem Punkt scheint es durchaus angebracht, von einer Tendenz zur Konvergenz zu sprechen.

Unterschiede ergeben sich dagegen wieder im Zugehörigkeitsgefühl zur deutschen Nation, wobei die beiden Gruppen keine diametrale Position einnehmen. Tendenziell zeigen sich die einheimischen Juden aufgeschlossener bezüglich Verbundenheit zur deutschen Nation. Immerhin zeigen sich aber rund 50% der einheimischen und rund 70% der russischsprachigen Juden reserviert gegenüber dem Gedanken, sich als Teil der deutschen Nation zu fühlen. Dies überrascht umso mehr, da wir es hier mit einer Gruppe von jungen Befragten zu tun haben (unter 40), die entweder in diesem Land aufgewachsen sind (Einheimische) oder in einem relativ frühen Alter nach Deutschland emigriert sind. Einen ähnlichen Widerspruch hatten wir bereits beim Gesamt-Sample beschrieben.

Schlußfolgerungen

Eines der wesentlichen Ziele in unserer Umfrage bestand darin, die Konturen einer möglichen neuen kollektiven Identität der Juden in Deutschland – oder auch *verschiedener* neuer Identitäten – zu erkennen. So waren verschiedene Fragen im Leitfaden enthalten, die sich explizit auf Gefühle von Zugehörigkeit und von Gruppensolidarität konzentrierten: einerseits das Zugehörigkeitsgefühl zum jüdischen Volk, die Solidarität mit Israel und die Haltungen zur deutschen (Aufnahme-)Gesellschaft, andererseits die Verbindung und Haltung zum Herkunftsland und zur Herkunftsnation (bei Personen mit migratorischem Hintergrund). Solidarität mit Israel und das Zugehörigkeitsgefühl zum jüdischen Volk erreichten die höchsten Werte, wobei auch Bindungen an das frühere Herkunftsland bzw. an die deutsche Nation zumindest bei einem Teil der von uns befragten Personen eine gewisse Signifikanz besaßen. Da wir besonders hohe Werte für die Anbindung an das jüdische Volk erhielten, war auch von besonderem Interesse, woran unsere Respondenten Jüdischkeit im *heutigen* Kontext festmachen. Die von uns befragten Frauen und Männer waren der Ansicht, dass religiöse Prinzipien und Determinanten die grundlegende Komponente für Jüdischkeit (auch heute noch) stellen – zumindest traf dies für eine leichte Mehrheit zu. Dieses Ergebnis ist umso interessanter, da die meisten der Befragten, welche die Religion als grundlegende Komponente für Judentum betrachteten, sich *nicht* mit dem orthodoxen Judentum verbunden fühlen. In dieses Muster passt auch, dass die meisten der Befragten, die sich in der Umfrage als *nicht* religiös bezeichneten, dennoch wenigstens einmal im Jahr die Synagoge besuchen.

Parallel, und davon nicht wirklich zu trennen, brachten viele Respondenten den religiösen Faktor ins Spiel, wenn es darum ging, wer Jude/Jüdin sei und inwiefern Nichtjuden Anschluss an die jüdische Gemeinschaft finden könnten. Insgesamt fand sich eher ein „Mix“ aus halachischen und nicht-halachischen Ansichten zu dieser Frage. Große prozentuale Minderheiten unter den Befragten betonten, dass die jüdische Bildung/Erziehung eine zentrale Rolle dafür spiele, wer Jude

sei oder nicht. Ein relativ großer Prozentsatz der Befragten hatte kein Problem mit der Option, dass entweder die eigenen Kinder oder er/sie selbst einen nicht-jüdischen Partner heiraten würden. Andererseits wirkte der religiöse Faktor sogar in Antworten der säkularen russischsprachigen Juden hinein, doch offensichtlich verliert er an Gewicht. Säkulare russischsprachige Juden haben in der Tat eine schwächere Anbindung an Judentum, jüdisches Volk und Israel. Sie sehen Judentum und jüdisches Volk weniger in halachischen Kategorien. Orthodoxe neigen ihrerseits zu stärkerer Aktivität in jüdischen Einrichtungen und in homogen-jüdischen Milieus.

Zu diesem Bild kommt hinzu, dass die jüngere Altersgruppe der Befragten generell mehr Wert auf eine jüdische Bildung für die eigenen Kinder legt, obwohl die höheren Altersgruppen stärkere Zugehörigkeitsgefühle zum jüdischen Volk demonstrieren und häufiger Mitglied in jüdischen Organisationen und russisch-jüdischen Einrichtungen sind. Ein bemerkenswertes Ergebnis erscheint uns, dass mit der Länge des Aufenthaltes in Deutschland die Anbindungen an das Judentum stärker werden. Zumindest äußert sich dies in einem stärkeren Zugehörigkeitsgefühl zum jüdischen Volk, in häufigeren Kontakten mit jüdischen Einrichtungen und der Motivation, den eigenen Kindern eine jüdische Bildung zu ermöglichen.

Einheimische Befragte äußern sich kritischer gegenüber exogamen Ehen – sowohl was sie persönlich wie auch ihre Kinder betrifft. Ihre engsten Freunde in Deutschland sind häufiger jüdisch, und ihre Verbindungen zu Israel sind intensiver. Eine Erklärung hierfür ergibt sich daraus, dass die russischsprachigen Juden vor ihrer Emigration nach Deutschland stark vom Judentum entfremdet waren und in vielen Fällen erst in Deutschland einen neuen Zugang zu ihrem jüdischen Erbe finden. Verbindungen ins Herkunftsland bestehen ungeachtet dessen weiter. Während die erst seit kurzem in Deutschland lebenden russischsprachigen Zuwanderer relativ intensive Kontakte in die vormalige Heimat halten, bleiben auch diejenigen mit deutlich längerer Aufenthaltsdauer in der Bundesrepublik zu einem bestimmten Grad mit dem Herkunftsland verbunden.

Unverkennbar zeigen die befragten Personen, die aus homogen-jüdischen Familien stammen, eine stärkere Verbindung zum Judentum und zum jüdischen Volk, als dies bei Personen mit gemischten Elternhäusern der Fall ist. Personen aus homogen-jüdischen Familien haben zudem einen kritischeren Blick auf negative Aspekte in der deutschen Gesellschaft, zum einen im Kontext der Shoah, zum anderen bezüglich Antisemitismus im Allgemeinen, aber auch in Hinsicht auf eigene, persönliche Erfahrungen mit Antisemitismus. Abkömmlinge aus homogen-jüdischen Familien sind auch häufiger in jüdischen Organisationen vertreten und besuchen zudem häufiger die Synagoge. Zugleich haben sie eine intensivere Verbindung zu Israel: Sie besuchen das Land häufiger und fühlen sich stärker solidarisch mit dem jüdischen Staat. In einer ganz ähnlichen Weise, zeigen auch diejenigen Befragten, die in endogamer Partnerschaft leben, eine stärkere Verbindung zum Judentum und zum jüdischen Volk, als dies bei exogamen Partnerschaften der Fall ist. Unter den russischsprachigen Immigranten mit endogamer Partnerschaft ist zudem die Bindung an das frühere Heimatland schwächer, folglich reisen sie auch seltener dorthin.

Auch die jeweilige Wohnort-Region in Deutschland und die Größe der jüdischen Gemeinde, der die Befragten angehören, hat offenbar Einfluss auf die individuellen wie kollektiven Identitäten. Die Juden in Ostdeutschland – durchweg Gemeinden kleiner oder maximal mittlerer Größe – scheinen dabei generell weniger verbunden mit Judentum, jüdischem Volk und Israel, was – wie schon erwähnt - zumindest teilweise erklärbar ist durch die periphere Lage, meist weit entfernt von größeren jüdischen Zentren. Auf Grund dieser Konstellation sind die Juden in Ostdeutschland bisher stärker abhängig von ihrer nichtjüdischen Umgebung und lassen sich mehr als anderswo auf deren kulturelle und gesellschaftliche Orientierungen und Muster ein.

Beim Vergleich der jungen Erwachsenen (unter 40) in den beiden Teilgruppen der Einheimischen und der russischsprachigen Juden fällt auf, dass die jungen Einheimischen generell stärker in jüdische Aktivitäten involviert sind und auch eine stärkere Solidarität mit Israel entwickeln als die jungen Immigranten. Andererseits wird deutlich, dass nationales bzw. ethnisches (jüdisches) Bewußtsein bei den jungen russischsprachigen Juden deutlich stärker ausgeprägt ist als ihr religiöses Interesse. Darüber hinaus scheint in beiden Gruppen von jungen Erwachsenen die überwiegende Mehrheit kein Interesse an Aktivitäten in zionistischen oder anderen Pro-Israel-Organisationen zu besitzen – während sich, wiederum, am ehesten noch ein Engagement unter den Einheimischen findet. Hingegen findet sich eine Mehrheit sowohl unter den jungen Einheimischen wie auch unter den russischsprachigen Juden, welche zumindest von Zeit zu Zeit Synagogen-Gottesdienste besucht. Auch hier sind wiederum die einheimischen, deutschsprachigen Juden graduell aktiver.

Somit zeigen sich deutliche Unterschiede in den Haltungen der jungen einheimischen, deutschsprachigen Juden und der jungen, russischsprachigen Juden aus Zuwandererfamilien. Doch gleichzeitig teilen sie grundlegende positive Einstellungen zum Judentum wie auch zusätzliche Loyalitäten und Interessen. Mehr als jede andere Altersgruppe, aber auch innerhalb ihrer eigenen Prioritätenfolge, legen die jungen Juden beider Teilgruppen relativ viel Wert auf jüdische Bildung.

In der Summe, und in den Begrifflichkeiten von Identität, wie wir sie im einführenden Kapitel beschrieben haben, begegnet uns hier eine jüdische Bevölkerung, die – wenn auch im Kontext einer ganz speziellen Migrationssituation und einer speziellen jüdischen Geschichte vor Ort – *ethno-kulturellen* Orientierungen folgt und sich im entsprechenden (ethno-kulturellen) Cluster bewegt. Das Datenmaterial unserer Umfrage spiegelt dies sehr deutlich wieder.

- a. Die Umfrage hat gezeigt, dass Juden in Deutschland sich deutlich der jüdischen Gemeinschaft verpflichtet fühlen – zu allererst der lokalen Gemeinde und darüber hinaus der jüdischen Welt.
- b. Kollektive Solidarität drückt sich im Besonderen dann aus, wenn es um die eigene Beziehung zu Israel geht. Diese enge, solidarische Verbindung mit Israel wird nicht in Begriffen und Vorstellungen von nationaler Ideologie formuliert, sondern speist sich aus dem Fakt, dass Israel ein jüdischer Staat sowie eine Nation ist, weshalb es auf die Solidarität der Juden weltweit zählen kann.
- c. Andererseits findet sich in der jüdischen Bevölkerung in Deutschland, anders etwa als in Frankreich oder den USA, eine weitgehende Reserviertheit, sich selbst als Teil der hiesigen Nation zu bezeichnen. Das hindert die von uns befragten Personen aber nicht daran, positive Aspekte und Vorteile der heutigen deutschen Gesellschaft wertzuschätzen und es für normal oder sogar wünschenswert zu halten, die Kultur des Landes zu erlernen und zumindest teilweise zu übernehmen.
- d. Die größere Schwierigkeit besteht für Deutschlands Juden heute – möglicherweise mit Ausnahme der (ultra-)orthodoxen Minderheit - offenbar darin, klar zu definieren, was sie (gemeinsam) als das Spezielle, Typische von Jüdischkeit empfinden, über eine Mischung aus Werten und Merkmalen hinaus wie Gruppensolidarität, symbolische – aber nicht zu intensive – Anbindung an die (lokale) Synagoge, Anerkennung *einiger* religiöser Leitlinien aus der Tradition der Vorväter. Unverkennbar kann dagegen bei den meisten Juden in Deutschland das bekannte Phänomen des “Dabeiseins-ohne-zu-glauben” (“belonging without believing”) beobachtet werden.

Während diese Merkmale fast die gesamte jüdische Gemeinschaft in Deutschland zu charakterisieren scheinen, gibt es für die russischsprachigen Juden im Lande noch ein paar spezielle Merkmale hinzuzufügen:

- a. Kollektive Identität schließt für die russischsprachigen Juden in Deutschland ein, ihre Solidarität auch auf diejenigen russischsprachigen Juden auszudehnen, die weiter im Herkunftsland oder in andere Teilen der Diaspora leben. Hieraus läßt sich die Realität einer russischsprachig-jüdischen Diaspora erkennen, die sich als ein neuer Teil – aber eben ein sehr spezieller Teil - der heutigen globalen jüdischen Welt präsentiert.
- b. Eine Besonderheit der russischsprachigen jüdischen Gemeinschaft besteht in der weiterhin starken Nutzung von russischer Sprache und Kultur, welche von den Immigranten als essentielle kulturelle Elemente ihrer eigenen, jüdischen Community verstanden werden.
- c. Die starke Kohärenz der russischsprachig-jüdischen Community äußert sich unter anderem darin, dass sie nicht in der nichtjüdischen russischen Community in Deutschland – welche die eigene Gruppe numerisch um ein Vielfaches übertrifft – aufgeht.
- d. Die starke Verbundenheit mit der russischen Sprache und Kultur steht nicht im Widerspruch zu einer Aufgeschlossenheit gegenüber der hebräischen Sprache und kulturellen Symbolen und Mustern, die von der israelischen Gesellschaft aus in Teile der Diaspora hineinwirken.

Diese Merkmale zeigen deutlich die besondere Signifikanz des russischsprachigen jüdischen Transnationalismus. Dieser Transnationalismus vereint in sich – in einer einzigartigen Weise – die “Judaisierung” von nicht-jüdischen Symbolen durch eine Gemeinschaft, der kollektive Identifikationsprozesse als solche durchaus vertraut sind, die andererseits aber weitgehend die Verbindung zum früheren (jüdischen) Erbe und seinen kulturellen Inhalten verloren hat. Erst in der Gegenwart gewinnt diese Gruppe ein Bewußtsein dafür zurück, was – in den Konstellationen, in welchen man jetzt lebt – Jüdischkeit bedeuten kann, ohne dass die kulturellen Codes, die im Herkunftsland verinnerlicht wurden, aufgegeben werden (zumindest nicht zum jetzigen Zeitpunkt). Diese Merkmale prädispositionieren die russischsprachigen Juden für eine transnationale Diaspora in doppeltem Kontext: als ein Teil der globalen jüdischen Welt und als ein Teil der weltweiten russischsprachigen jüdischen Community.

Andererseits erkennen wir bei den russischsprachigen Juden – gerade durch die Überschneidungen verschiedener Kulturen und transnationaler Gemeinschaften – besonders deutlich die Probleme des gesamten ethnokulturellen Clusters: eine Vagheit der Symbole, Unsicherheiten und Meinungsverschiedenheiten darüber, was Jüdischkeit bedeutet – besonders für die russischsprachigen Juden – und was an Loyalitäten und Verpflichtungen verbindlich bleibt. Diese Unsicherheiten zeigen deutlich an, wie “Community Building” und Integration in einer anders geprägten Mehrheitsgesellschaft verbunden ist mit den Risiken, sich eben doch zu verlieren und letztendlich “in der Masse zu verschwinden”. “Dabeisein-ohne-zu-glauben” (“Belonging without believing”) scheint offenbar *eine* Antwortoption auf die Paradoxien einer immer stärkeren Pluralisierung der Welt. Dennoch bleibt die brisante Frage nach gemeinsamen Nennern in der Zukunft. Die Frage von kollektiver Identität und Bildung ist hier eng miteinander verflochten, und was von *jüdischer* Bildung in diesem Kontext erhofft und erwartet wird, beschreiben wie im nächsten Kapitel.

Kapitel 6. Erwartungen an die jüdische Bildung

Die Sicht führender Persönlichkeiten

Von zentralem Interesse war für uns, inwiefern die jüdische Bevölkerung in Deutschland an einer systematischen jüdischen Bildung für die Kinder und Jugendlichen – aber auch für Erwachsene – interessiert ist, und wenn ja, auf welche Inhalte sie dabei besonderen Wert legt. In diesem Kapitel konzentrieren wir uns auf die relevanten Ergebnisse aus der Umfrage, und im nächsten Kapitel gehen wir darauf ein, wie die bisherige Bildungsstruktur diesen Bedürfnissen und Wünschen Rechnung trägt. An den Anfang stellen wir wiederum die Sichtweisen von jüdischen Repräsentanten und Führungspersönlichkeiten, die in den Experten-Interviews gezielt gefragt wurden, wo sie den Hauptbedarf an jüdischer Bildung (in- und außerhalb der Gemeinden) sehen. Hierzu gab es sehr verschiedene Auffassungen, und erneut trafen wir auf eine Vielfalt von Ideen.

Toby Axelrod (Berlin) hält es beispielsweise für sehr sinnvoll, mehr jüdische Bildungszentren für *Erwachsene* zu etablieren und in den vorhandenen die Bandbreite der Themen zu erweitern. Dmitri Belkin (Frankfurt am Main) vermisst bei den ansonsten qualitativ guten Angeboten in der Jüdischen Schule von Frankfurt/Main mehr Englisch-Programme, die sich mit jüdischen Themen auseinandersetzen. Professor Micha Brumlik (Frankfurt am Main) vermisst systematische, begleitende Angebote für die heutigen jungen Erwachsenen in den Gemeinden. Gerade deshalb hält Brumlik den Aufbau einer Jüdischen Akademie für wichtig. Eine solche Akademie mit Zweigniederlassungen in möglichst vielen deutschen Städten könnte seiner Meinung nach zum einen die jüdische Allgemeinbildung (bei Juden wie Nichtjuden) verbessern, andererseits aber auch inhaltlich und methodisch gute Angebote für künftiges Führungspersonal in den Gemeinden (insbesondere auch Laien) offerieren. Rabbinerin Gesa Ederberg (Berlin) meint, dass die „jüdischen Bücherregale in Deutschland vergleichsweise leer“ und „recht rudimentär“ seien. Die deutsch-jüdische Kultur warte darauf, wiederbelebt zu werden, und in ihr sollten Deutsch und Hebräisch eine gleichermaßen wichtige Rolle spielen. Für Kinder und Jugendliche, so die Rabbinern, sei es wichtig, inhaltlich ansprechende Bücher mit jüdischen Inhalten in *deutscher* Sprache bei der Hand zu haben, insofern also auch die Sprache ihres Alltags zu treffen. Bei jüdischen Kindergärten und Schulen hält Ederberg hohe qualitative Standards für besonders wichtig, um sie für jüdische Elternhäuser tatsächlich attraktiv zu machen. Nicht nur im jüdischen, sondern auch im säkularen Unterricht seien absolute Höchststandards nötig, um die Menschen überhaupt zu erreichen.

Küf Kaumann, der Vorsitzende der Israelitischen Religionsgemeinde zu Leipzig, plädiert für einen Ausbau solcher Bildungsprogramme, deren thematische Bandbreite religiöse wie säkulare Juden gleichermaßen erreicht. Gerade für Erwachsene ohne Kontakt zu den jüdischen Gemeinden sei es wichtig, originelle Programme anzubieten, die einerseits interessant seien, andererseits aber auch Berührungängste überwinden. Das, was Kaufmann zunächst in Bildungs- und Kulturprogrammen anstrebt, will Rabbiner Joshua Spinner (Lauder Berlin) auch auf die Art der religiösen Betreuung und die Gottesdienste übertragen wissen. Gottesdienste und andere religiöse Veranstaltungen sollten so gestaltet sein, dass sie tiefreligiöse Menschen ebenso ansprechen wie Menschen mit geringen oder keinerlei religiösen Vorkenntnissen. Die Herausforderung sei, an den verschiedenen Plätzen in Deutschland professionelle Akteure wie Laien zu motivieren, die beides in Kombination gut beherrschen. Die Autorin Adriana Stern (Liberale Jüdische Gemeinde in Köln) bedauert ein Defizit an jüdischen Bildungsmaterialien insbesondere für *Jugendliche*. Es würde an interessanter (jüdischer) Literatur für die Teenager ebenso fehlen wie an geeigneten modernen Materialien, wie beispielsweise Computerspielen.

Lala Süsskind (Berlin) konstatiert, dass es reihenweise Angebote zum Erlernen der hebräischen Sprache gäbe, es aber nicht selten an einer guten didaktischen Umsetzung für den praktischen Sprachgebrauch mangle. Zahlreiche Juden in Deutschland könnten Hebräisch gut verstehen, aber weniger gut sprechen. Das sei auch deshalb „zu bedauern“, weil Hebräisch schließlich die „Gebetsprache“ sei.

Auch in Hinblick auf strukturelle und personelle Defizite sprachen unsere Interviewpartner Klartext. Gesa Ederberg (Berlin) konstatierte, dass die Gemeinden – insgesamt gesehen – an einem großen Defizit an (Religions-)Lehrern, Rabbinern, Pädagogen und gut trainierten Laien litten. Dies sei ein wesentlicher Grund dafür, dass die jüngere Generation sich von jüdischer Bildung in Deutschland gegenwärtig kaum angesprochen fühle. Solange dieses Dilemma weiter bestehe, gäbe es keine andere Wahl, als gezielt Fachkräfte aus dem Ausland zu engagieren – „Ausbilder, Freiwillige aus Israel und zertifizierte Pädagogen.“ Ein Beratungssystem, insbesondere für engagierte Laien, wäre ebenfalls ein wichtiger Schritt. Rabbiner Walter Homolka (Potsdam) vermisst vor allem junge Erwachsene unter den Fachkräften in den Gemeinden, beispielsweise auch Rabbiner mit eigener junger Familie, die genau den Ton junger Familien vor Ort treffen.⁹ Als größte Herausforderung der Gegenwart sieht es Homolka allerdings, „einen Mechanismus zu entwickeln, mit dem wir das Interesse der 8-20jährigen kontinuierlich wecken können.“ Homolka verweist auf erfolgreiche Ansätze der Jugendbewegung „Jung und Jüdisch“, die eng mit der Union Progressiver Juden in Deutschland kooperiert und insbesondere die Altersgruppe 17-25 erreicht. Für Teenager in jüngerem Alter hält er einen massiven Ausbau der Jugendcamps (Machanot) für sinnvoll. Bei jungen Leuten um die 20 Jahre sieht er gute Möglichkeiten, sie künftig intensiver in die Lernfestivals von Limmud einzubinden.

Nicht zuletzt mit Blick auf seine eigene Gemeinde in Düsseldorf sieht Rabbiner Michael Kogan das Dilemma, dass die jüdische Bildungskette bis zur Grundschule hervorragend funktioniert, im höheren Teenager-Alter aber abbricht, unter anderem weil es an jüdischen Gymnasien mangle. Obwohl bis dato gut in das jüdische Gemeinschaftsleben integriert, ginge oft gerade beim Eintritt in's Erwachsenen-Alter der Kontakt zu den Jugendlichen verloren. Gleichwohl gibt es unkonventionelle Versuche, gerade bei jüngeren Altersgruppen die Kontakte neu zu beleben. So hat die Jüdische Gemeinde Düsseldorf seit Jahren eine eigens engagierte *Event-Managerin* im Einsatz, die auch jüdische Jugendliche und junge Erwachsene aus anderen Städten des Ruhrgebietes erreicht – mit einer Mischung aus Kultur-, Unterhaltungs- und Bildungsveranstaltungen.

Niemand unter unseren Interviewpartnern stellte ein grundsätzliches Interesse der jüdischen Bevölkerung nach (mehr) jüdischer Bildung in Frage. Viele konstatierten allerdings, dass die angebotenen Bildungsprogramme mit dem rapiden Wachstum der jüdischen Bevölkerung, - insbesondere während der 1990er Jahre - nicht Schritt halten konnten. Auf der Basis unseres Umfrage-Materials konnten wir vergleichen, ob diese Einschätzung auch von der breiten jüdischen Bevölkerung bzw. von der Gemeindebasis geteilt wird. In diesem Zusammenhang interessierte uns auch, inwiefern die Juden in Deutschland heute bestrebt sind, jüdisches Wissen an ihre eigenen Nachkommen weiterzuvermitteln.

Was denken Juden in Deutschland heute über jüdische Bildung für ihre Kinder?

An dieser zentralen Stelle stießen wir auf ein erstes großes Problem: Fast zwei Drittel der Befragten organisieren ihren Kindern *keine* jüdische Bildung über den eigenen, familiären Rahmen hinaus - wobei subjektive wie objektive Gründe hierfür gleichermaßen in Frage kommen.

⁹ Das Problem ist weniger relevant bei den neuen orthodoxen Gruppierungen von Chabad Lubawitsch und Lauder.

Tabelle 6.1. Wie jüdische Eltern in Deutschland Bildungsangebote für die Kinder organisieren

62.7% der Befragten boten/bieten den Kindern <i>keine</i> jüdische Bildung über die Familie hinaus an.
11.2% der Befragten senden (oder sandten) ihre Kinder auf eine Sonntagsschule.
14.7% der Befragten hatten oder haben Kinder, die eine jüdische Grundschule (Tagesschule) besuchen.
11.4% der Befragten waren bemüht, den Kindern alternative Formen von jüdischer Bildung zu organisieren.

Die genannten Prozent-Zahlen beziehen sich auf die Ergebnisse der Umfrage im Gesamt-Sample. Wie sich herausstellte, fallen die Unterschiede zwischen einheimischen, deutschsprachigen und zugewanderten, russischsprachigen Juden an dieser Stelle kaum ins Gewicht. So hatten unter denjenigen russischsprachigen Juden, die im Alter von über 8 Jahren nach Deutschland emigriert waren, 65.3% ihren Kindern keine Möglichkeiten der jüdischen Bildung außerhalb der eigenen Familie organisiert. 11.1% von ihnen senden (oder sandten) ihre Kinder auf eine Sonntagsschule. 13.1% hatten oder haben Kinder, die eine jüdische Grundschule (Tagesschule) besuchen, und 10.6% hatten oder haben sich um anderweitige Formen jüdischer Bildung für ihre Kinder bemüht.

Nimmt man dagegen eine detailliertere Unterscheidung des Gesamt-Samples vor, dann lassen sich deutliche Unterschiede wahrnehmen. Als der markanteste Einflußfaktor auf die Motivation der Eltern, ihren Kindern jüdische Bildung außerhalb der Familie zu vermitteln, kristallisierte sich "Religiosität" heraus – insbesondere unter den russischsprachigen Juden. Wie Tabelle 6.2.1. entnommen werden kann, vermitteln die orthodoxen Juden deutlich mehr jüdische Bildung als irgendeine andere Teilgruppe der jüdischen Bevölkerung – insbesondere mehr, als die Säkularen an ihre Kinder weitergeben. Doch selbst unter den Befragten, die sich dem orthodoxen Judentum verpflichtet fühlten, hatte es ein Drittel versäumt, den eigenen Kindern jüdische Bildungsmöglichkeiten außerhalb der Familie zu verschaffen. Gleichwohl kann dieser Umstand damit erklärt werden, dass zumindest für einen Teil der Befragten jüdische Bildungsangebote (wie in der Umfrage benannt) im eigenen Wohnumfeld schlichtweg nicht existierten (und im vorherigen Wohnumfeld in der früheren UdSSR bzw. ihren Nachfolgestaaten ohnehin nicht). Andererseits stellte sich das Problem bei Befragten mit liberaler, traditioneller oder säkularer Orientierung deutlich akuter. Mehr als die Hälfte der Befragten aus diesen Kreisen bestätigten, dass sie ihren Kindern keine jüdischen Bildungsmöglichkeiten über den familiären Rahmen hinaus ermöglicht haben (oder ermöglichen) – und unter den Säkularen betrug dieser Anteil sogar um die 75%. Bei denjenigen Befragten, die ihren Kindern jüdische Bildungsmöglichkeiten im Umfeld offerierten, waren Tagesschulen am populärsten unter den Orthodoxen und den Liberalen, während dies bei den Traditionellen eher die Sonntagsschulen waren.

Tabelle 6.2.2 bietet zudem einen Einblick in das Bildungsengagement für die Kinder in Relation zu den jeweiligen Altersgruppen der Eltern (Sample der russischsprachigen Zuwanderer). Hier fällt besonders auf, dass die jüngeren Altersgruppen mehr Wert auf jüdische Bildung legen als die älteren (insbesondere mehr als jene im Alter von über 60 Jahren). Bemerkenswert ist auch die relativ große Bedeutung, die von der jüngeren Generation (unter 40) den jüdischen Schulen und Sonntagsschulen eingeräumt wird. Dies zeigt offenbar an, dass die jüngere jüdische Bevölkerung in Deutschland – bei allen noch vorhandenen strukturellen und inhaltlichen Defiziten – die neuen Möglichkeiten des Zugangs zu jüdischer Bildung, die es in der früheren Sowjetunion nie gegeben hat, zu schätzen weiß. Dies bestätigt sich ausserdem, wenn wir das Bildungsengagement unter den russischsprachigen Juden in Relation zu ihrer bisherigen Aufenthaltsdauer in Deutschland betrachten. Tabelle 6.2.3. läßt sich entnehmen, dass die russischsprachigen Juden, die schon länger als 16 Jahre in der Bundesrepublik leben, ihren Kindern mehr jüdische Bildungsmöglichkeiten organisieren als jene, die sich erst seit kürzerem hier aufhalten. Zusätzlich spielt auch die Größe der jüdischen Gemeinde, in der die Befragten Mitglied sind, eine signifikante Rolle (Tab. 6.2.4).

Aus ganz objektiven Gründen – zuallererst natürlich die größere Zahl an interessierten Personen – hat jüdische Bildung eine deutlich stärkere Bedeutung in Gemeinden mit großer Mitgliederzahl. Es sind diese größeren Gemeinden, welche am ehesten in der Lage sind, beispielsweise Kindergärten und Tagesschulen aufzubauen, in denen jüdische Kindergruppen für die jeweiligen Jahrgänge stellen können. Kleinere Gemeinden können selten mehr an Bildungsstruktur für die Kinder ermöglichen als wöchentlichen Religionsunterricht oder eine Sonntagsschule. Tabelle 6.2.5 zeigt zudem an, dass das Fehlen der jüdischen Tagesschulen in Ostdeutschland besonders schwer ins Gewicht fällt und durch Religionsunterricht bzw. Sonntagsschulen kaum ausgeglichen werden kann.

Tabelle 6.2. Gebotene Möglichkeiten jüdischer Bildung für die eigenen Kinder (außer Haus) *

	Keine jüdische Bildung	Sonntagsschule	Jüdische Tagesschule	Andere Angebote	Total
1. Religiöse Orientierung (n=650 ;%) ($\chi^2=0$)					
Orthodox	32.9	19.7	30.3	17.1	100.0
Liberal	57.1	10.0	19.3	13.6	100.0
Traditionell	63.9	16.5	11.3	8.2	100.0
Säkular	76.7	6.7	7.1	9.6	100.0
2. Altersgruppen (n=689 ;%) ($\chi^2=0$)					
Unter 40	38.8	20.0	23.8	17.5	100.0
41-60	64.9	14.2	10.0	10.9	100.0
61 und älter	73.8	6.2	11.6	8.4	100.0
3. Aufenthaltsdauer in Deutschland (n=720 ;%) ($\chi^2=0.002$)					
unter 10 Jahren	65.5	12.9	10.3	11.3	100.0
11-15 Jahre	69.5	8.0	13.7	8.8	100.0
Über 15 Jahre	50.0	10.3	27.9	11.8	100.0
4. Jüdische Gemeinden nach Größe (n=720 ;%) ($\chi^2=0$)					
Groß	57.4	11.9	19.9	10.8	100.0
Mittelgroß	74.0	7.9	6.9	11.2	100.0
Klein	69.2	17.6	5.5	7.7	100.0
5. Aktueller Wohnort der Befragten (n=720; %) ($\chi^2=0$)					
In Berlin	62.8	4.3	19.1	13.8	100.0
Im Westen	61.3	12.1	15.2	11.4	100.0
Im Osten	77.2	12.3	4.1	6.4	100.0

* Russischsprachige Juden, die im Alter von mehr als 8 Jahren nach Deutschland emigriert sind

Einschätzung der Bedeutung von jüdischer Bildung für die Kinder

Wie die Analyse unserer Umfrageergebnisse fernerhin ergab, messen Eltern der jüdischen Bildung für die eigenen Kinder eine deutlich höhere Bedeutung bei, als dies bisher in praktischen Schritten umgesetzt wurde bzw. umgesetzt werden konnte. Auf keinen Fall sollte außer acht gelassen werden, dass in vielen Städten überhaupt keine Möglichkeit besteht, fundierte jüdische Bildung für die eigenen Kinder in Anspruch zu nehmen – eine Bildung, die man zumindest theoretisch gern nutzen würde. Entsprechend ergaben sich große Unterschiede zwischen der Wertschätzung jüdischer Bildung für die eigenen Kinder - und dem, was die Kinder bisher tatsächlich wahrnehmen.

Während, wie weiter oben erwähnt, zwei Drittel der befragten Personen ihren Kindern keinerlei jüdische Bildungsmöglichkeiten außerhalb der eigenen Familien eröffnet haben, geben nur 25.7% zu verstehen, dass jüdische Bildung für die eigenen Kinder in ihren Augen keine Bedeutung habe. Im Kontrast dazu hatte für drei Viertel der Befragten die jüdische Bildung für die eigenen Kinder einen bestimmten Stellenwert, wenn auch auf unterschiedlichem Level: *etwas* Bedeutung

Tabelle 7.1 zeigt, dass in Deutschland neben den jüdischen Dachverbänden (Zentralrat, ZWST, UPJ) und den Gemeinden vor Ort auch neu hinzu gekommene Bewegungen wie Lauder, Chabad und Masorti und unabhängige Projekte eine wichtige Rolle beim Aufbau und der Weiterentwicklung jüdischer Bildung spielen können. Manche der Bildungseinrichtungen sind direkt mit den jüdischen Gemeinden verbunden, andere sind mit akademischen oder kommunalen Strukturen verlinkt, und wieder andere stellen völlig unabhängige Initiativen dar.

Jüdische Kindergärten, Grundschulen und Gymnasien

Die grundlegende jüdische Bildungseinrichtung ist und bleibt auch in unseren Tagen der Kindergarten. In Deutschland gibt es heute mehr als ein Dutzend solcher Einrichtungen im Umfeld der lokalen jüdischen Gemeinden, wobei ihre Leitbilder variieren können – je nach lokaler Gemeinde, Träger, Förderer und religiöser Ausrichtung (orthodox, liberal, Masorti u.a.). Kindergärten in kleineren und mittleren jüdischen Gemeinden sind häufig gezwungen, Programme zu entwickeln, die für *alle* jüdischen Familien im Umfeld attraktiv und akzeptabel sind. Die meisten der heute in Deutschland arbeitenden jüdischen Kindergärten gehören zu den Einheitsgemeinden des Zentralrates, und viele von ihnen sind offen auch für Mädchen und Jungen mit nicht halachischer Abstammung, in einigen Fällen auch für nichtjüdische Kinder. Diese Offenheit nach außen hin kann konzeptionell, strukturell-juristisch oder auch von beidem bedingt sein. Während einige jüdische Kindergärten bewusst einen interkulturellen Ansatz gewählt haben, ist in manchen Orten die Zahl der jüdischen Mädchen und Jungen so gering, dass die jeweiligen Kindertagesstätten ohne zusätzliche Kinder aus anderen Kulturen institutionell gar nicht überleben könnten. Hinzukommen diejenigen Kindergärten, die direkt kommunal gefördert werden, womit die Öffnung ohnehin impliziert ist. Beachtenswert ist, dass einige Kindergärten eng mit israelischen Einrichtungen zusammenarbeiten - wie beispielsweise der „TALI Foundation for Jewish Education“ –, israelische Betreuerinnen einbeziehen und Wert auf eine systematische Vermittlung von Grundlagen der hebräischen Sprache legen. In anderen Kindergärten wiederum, die stark von Kindern aus Migrantenfamilien frequentiert werden, spielt zunächst die Förderung der deutschen Sprache eine Schlüsselrolle.

In sieben Städten der Bundesrepublik existieren mittlerweile jüdische Grundschulen, in denen die Mädchen und Jungen, zusätzlich zum staatlichen Curriculum, solide Grundlagen der jüdischen Religion, Tradition, Geschichte und der hebräischen Sprache vermittelt bekommen. Die 9 Schulen arbeiten in Berlin (3), Hamburg, München, Frankfurt, Stuttgart, Düsseldorf und Köln. Mit rund 500 SchülerInnen und 70 Lehrern ist die Lichtigfeld-Schule im Philanthropin in Frankfurt am Main die gegenwärtig größte jüdische Grundschule der Bundesrepublik. Sie eröffnete im Jahre 1966 und war damit die erste ihrer Art, die nach dem Zweiten Weltkrieg auf deutschem Boden entstand. Die Lichtigfeld-Schule führte ihre SchülerInnen an die Abiturstufe heran und plant selbst die Erweiterung um ein eigenes Gymnasium. Zur Schülerschaft gehören gegenwärtig auch ein 30prozentiger Anteil an Kindern aus russisch-jüdischen Migrantenfamilien und ein 30prozentiger Anteil an nichtjüdischen Mädchen und Jungen. Die Lichtigfeld-Schule arbeitet unter der Schirmherrschaft der Jüdischen Gemeinde in Frankfurt am Main und kooperiert auch mit israelischen Bildungseinrichtungen. Abschlussklassen dieser Schule reisen regelmäßig nach Israel, und in jedem Jahr organisieren die Schüler Spendenaktionen für bestimmte Projekte im Jüdischen Staat.

Auch die Heinz Galinski Schule in Berlin (gegründet 1986), die Joseph Carlebach Schule in Hamburg, die Yitzhak Rabin Schule in Düsseldorf, die Sinai-Schule der IKG München und die Jüdische Schule in Stuttgart arbeiten unter dem Dach der lokalen Jüdischen Gemeinden. Die ist nur teilweise oder gar nicht der Fall bei der Lauder Morijah Grundschule in Köln, der Jüdischen

Traditionsschule von Chabad Lubawitsch in Berlin und der Lauder Beth Zion Grundschule in Berlin. Gleichwohl gelten Absolventen der im Jahre 2002 gegründeten Lauder Morijah Grundschule in Köln als besonders erfolgreich, den Mädchen und Jungen gelingt fast durchweg der Übergang in eine kommunale Gymnasial-Schule. In der Jüdischen Traditionsschule von Chabad Lubawitsch Berlin starten die SchülerInnen bereits in der ersten Klasse mit ersten Lerneinheiten in Deutsch, Hebräisch und Englisch

Während die Zahl der jüdischen Grundschulen mittlerweile wächst und sich in Berlin sogar eine gewisse Vielseitigkeit entwickelt hat, fehlen mit einer einzigen Ausnahme (Berlin) noch in der gesamten Bundesrepublik die jüdischen Gymnasien. Die ist ein bedauerliches Manko im Vergleich zu vielen anderen jüdischen Gemeinschaften quer durch (West-)Europa. Die Jüdische Oberschule Berlin wurde im Jahre 1993 gegründet und zählt heute mehr als 400 SchülerInnen. Das staatlich anerkannte private Jüdische Gymnasium definiert sich selbst als Konfessionsschule, die offen ist für SchülerInnen mit unterschiedlichem religiösen (nichtreligiösen) Background, und sie stellt ein erfolgreiches jüdische Schulmodell mit Öffnung nach außen dar. Das Fehlen weiterer jüdischer Gymnasien in Deutschland wurde auch in unseren Experten-Interviews beklagt. Offensichtlich verliert ein Teil der – bis dato gut eingebundenen – jüdischen Teenager genau im Oberschulalter den Anschluss an organisiertes jüdisches Leben in Deutschland, und es gestaltet sich schwierig, sie mit späteren Angeboten wieder in das jüdische Gemeinschaftsleben einzubeziehen.

Unabhängig von der allgemeinen schulischen Ausbildung, haben verschiedene Gemeinden und Bewegungen mittlerweile auch jüdische Religions-/Sonntagsschulen aufgebaut. Hierzu gehören die Religionsschule „Jeschurun“ in Frankfurt am Main, die Religionsschule in Stuttgart, die Hebräisch-Schule von Chabad Lubawitsch in Hamburg und die Sonntagsschule von Chabad Lubawitsch in Berlin. Meist für einen Nachmittag in der Woche bieten diese Schulen Lerneinheiten in jüdischer Religion und Tradition wie auch Unterricht in hebräischer Sprache an.

Jugendzentren, lokale Studenten-Projekte und Programme für Erwachsene

Der offensichtliche Mangel an jüdischen (Grund-)Schulen und Gymnasien in vielen deutschen Städten macht die Arbeit von jüdischen Jugendzentren umso wichtiger. Jede jüdische Gemeinde mit einigen Hundert Mitgliedern und mehr denkt heute über Angebote für Jugendliche unter dem eigenen Dach nach, zumal ein solches Zentrum (oder Club) in vielen Fällen noch die einzige Anlaufstelle für *jüdische* Freizeitaktivitäten in diesem Alter bildet. Die Jugendzentren sind Kristallisationspunkt für Freizeitangebote, jüdisches Lernen, Kunst, Kultur, Sport und mehr – aber auch wichtige Orte der Begegnung und Selbstvergewisserung.

Deutschlandweit wurden von uns 23 Jugendzentren erfasst, die in ihrer bisherigen Geschichte, im Selbstverständnis, in den inhaltlichen Konzepten wie auch den Zielgruppen deutlich voneinander abweichen konnten. Einige der Jugendzentren wurden schon in den 1950er Jahren eröffnet, doch die überwiegende Zahl sind Neugründungen aus den 1990er Jahren – jenem Zeitraum also, als die Welle der russisch-jüdischen Zuwanderung die lokalen jüdischen Gemeinden erreichte. Jüdische Jugendzentren sind bemüht, ein möglichst abwechslungsreiches Programm für Kinder und Jugendliche – meist im Alter von 6 bis 18 Jahren – auf die Beine zu stellen, dies häufig unter der Leitung von (Sozial-)Pädagogen, Volunteers („Madrichim“) und manchmal auch Rabbinern/-innen. Die Jugendzentren sind mehr oder weniger fest mit den Gemeinden verzahnt – obwohl die Intensität der Zusammenarbeit von Ort zu Ort differiert und sich auch Konflikte ergeben können. Die Zentren bemühen sich, jüdische Tradition und jüdische Werte zu vermitteln und gleichzeitig anspruchsvolle Freizeitaktivitäten plus Unterhaltung anzubieten. Die meisten Jugendzentren sind offen auch für Kinder und Jugendliche mit nicht-halachischem Hintergrund, und Lernprogramme wie gemeinschaftliche Unternehmungen sollen auch mit der jüdischen

Diaspora im weiteren Sinne und mit Israel vertraut machen. Verschiedene Jugendzentren erhalten Unterstützung durch das deutsch-israelische *Lehawa*-Projekt, bei dem junge israelische Freiwillige Seminare für Jugendliche organisieren, Kinder und Jugendliche auf kreative Weise mit der israelischen Gesellschaft und mit der jüdischen Tradition vertraut machen und Impulse vermitteln, sich mehr mit jüdischer Geschichte, Kunst, dem Jüdischen Staat und der Hebräischen Sprache auseinander zu setzen.

Für junge Menschen in Deutschland, die ein Universitäts- oder Hochschulstudium aufgenommen haben, bietet der Bund Jüdischer Studenten in Deutschland (BJSD) eine adäquate Plattform, sich kennen zu lernen, zu vernetzen und politisch wie sozial zu engagieren. Unseren Experten-Interviews konnten wir aber entnehmen, dass nur ein Teil der jüdischen Studenten in Deutschland heute durch den BJSD erreicht, geschweige denn zu einem dauerhaften Engagement animiert wird. Folglich steigt die Bedeutung von lokalen und regionalen Studenten-Initiativen, welche bei entsprechendem Engagement anspruchsvolle geistig-kulturelle Anlaufpunkte für KommilitonInnen verschiedenster Studienrichtungen bilden können. Zum Zeitpunkt unserer Studie (2008/2009) trafen wir auf drei herausragende studentische Initiativen, die sich eine effiziente organisatorische Form gegeben hatten und in Heidelberg, Köln und Hamburg ansässig waren. So hat es sich der im Dezember 2007 gegründete „Bund Jüdischer Studenten in Baden e.V.“ zum Ziel gemacht, kreative und produktive Aktivitäten für die große Zahl an jüdischen Studenten in der Universitätsstadt Heidelberg und aus Städten der näheren Umgebung zu organisieren. Der Bund spricht Studenten im Alter von 18 bis 35 Jahren an, die eine halachisch-jüdische Abstammung besitzen und permanent in Baden wohnen, gegenwärtig zählt er rund 100 Mitglieder. Ambitionierteste Projekt-Idee des Bundes ist es, ein Wohnprojekt für jüdische Studenten nach Art der angelsächsischen *Hillel Houses* auf dem Heidelberger Uni-Campus zu errichten.

Im Unterschied zu den Heidelbergern spricht der Anfang 2009 ins Leben gerufene „Bund jüdischer Jugendlicher und Studenten“ in Köln halachische und nicht-halachische jüdische Studenten gleichermaßen an (Zielgruppenalter 18-26 Jahre). Kernanliegen ist es, in der Stadt Köln studierende Juden miteinander zu vernetzen, so dass sie sich kennen lernen, austauschen und neue Freundschaften schließen können. Diskussionen, Debatten, Parties und monatliche Treffen gehören zum festen Programm. Der Bund agiert unabhängig in seinen inhaltlichen und organisatorischen Entscheidungen, wird aber von der Synagogengemeinde Köln unterstützt.

Die Deutschland-weit im Moment wohl erfolgreichste jüdische Studenten-Initiative ist in Hamburg beheimatet und wurde im Jahre 1995 als „Jüdische Organisation Norddeutscher Studenten e.V.“ (JONS) gegründet. JONS spricht wiederum nur halachisch jüdische StudentInnen an, die sich im Alter zwischen 18 und 35 Jahren befinden und einen ständigen Wohnsitz in Deutschland haben. Gegenwärtig zählt JONS 420 Mitglieder, etwa 320 bilden einen aktiven Kern. Hauptanliegen der Organisation ist es, jüdischen Studenten in Norddeutschland eine Plattform zu bieten, wo sie die sie bewegenden Fragen zu Gesellschaft, Politik, jüdischer Religion u.a.m. debattieren können. JONS bietet vor allem ein Forum für jüdische Studenten, die sich in die deutsche Gesellschaft integrieren, aber nicht assimilieren wollen. Eine enge Kooperation besteht mit internationalen jüdischen Studentenorganisationen - wie der *European Jewish Student Union* - und jüdischen Organisationen in Kopenhagen and Amsterdam.

Jüdische Studentenprojekte und -initiativen werden – ähnlich wie die Jugendzentren im Umfeld der Gemeinden – meist durch ehrenamtliche Aktivitäten getragen, bei enger Kooperation mit lokalen Gemeinden oder anderen jüdischen Organisationen kann es durchaus zur finanziellen Förderung von Veranstaltungen und von bestimmten Programmen kommen. Als objektives Problem erscheint die rasche Fluktuation infolge von Studienabschlüssen und Universitätswechsell

– was sowohl die eigentlichen Aktivisten wie auch die zu erreichenden Zielgruppen betrifft. Um interessante Programme für jüdische Studenten bemühen sich in Deutschland auch die orthodoxe Bewegung Chabad Lubawitsch und die Ronald S. Lauder Foundation. So bietet Chabad Lubawitsch in Berlin beispielsweise einen monatlichen Kabbalat Shabbat für Studenten an, organisiert Exkursionen ins Umland sowie Reisen in andere europäische Hauptstädte. In den von der Lauder Foundation in Deutschland eingerichteten Torah-Talmud-Zentren sind auch Studenten willkommen, die säkulare Fächer studieren, sich parallel aber mehr jüdische Religion aneignen wollen.

Ein neuer Bildungshunger hat sich aber auch unter der allgemeinen jüdischen Bevölkerung in Deutschland entwickelt. Erstaunliche Resonanz finden bei interessierten Erwachsenen die Jüdischen Lehrhäuser (*“Batej Midrasch”*) und die Jüdischen Volkshochschulen. Jüdische Lehrhäuser finden sich derzeit in Bamberg, Emmendingen und in Berlin. Die Lehrhäuser werden im Idealfall von den jüdischen Gemeinden vor Ort oder auch von einer speziellen jüdischen Bewegung unterstützt (im Fall von Berlin durch Masorti), nicht selten engagieren sich dort aber auch kommunale und pädagogische (nichtjüdische) Initiativen. Dies trifft in noch viel stärkerem Maße auf die drei in Deutschland arbeitenden *Jüdischen Volkshochschulen* (JVHS) zu – Einrichtungen, die nach dem Modell allgemeiner Volkshochschulen arbeiten, aber dezidiert jüdische Inhalte vermitteln. Sie werden stark gefördert von den jeweiligen Kommunen und erreichen umgekehrt auch ein großes, interessiertes nichtjüdisches Publikum. In Berlin (West) öffnete die Jüdische Volkshochschule ihre Pforten bereits im Jahre 1962, in München im Jahre 1983 und in Frankfurt am Main im Jahre 1988. An den Jüdischen Volkshochschulen werden u.a. Kurse in Hebräisch und Jiddisch (verschiedene Levels) angeboten, daneben Vorträge und Vorlesungsreihen zur jüdischen Geschichte im Allgemeinen und zur deutsch-jüdischen im Besonderen, zur jüdischen Religion, Kunst, Literatur und Folklore, natürlich auch zu Fragen des modernen Judentums und häufig zu Themen der israelischen Gesellschaft. Da die Jüdischen Volkshochschulen in hohem Maße auch von interessierten Nichtjuden frequentiert werden, haben sie sich zu wichtigen Orten für den jüdisch-christlichen Dialog entwickelt. Seit den 1990er Jahren spielen die Jüdischen Volkshochschulen in Berlin, München und Frankfurt aber auch eine wichtige Rolle bei der Vermittlung von jüdischem Wissen an osteuropäisch-jüdische Immigranten. Indem die Jüdischen Volkshochschulen auch Deutsch-Kurse anbieten und wichtige Informationen zur deutschen Gesellschaft weitergeben, bilden sie in diesen Städten eine zusätzliche Integrationshilfe für jüdische Zuwanderer. Von der Jüdischen Volkshochschule in Berlin werden Kurse in Deutsch „als Fremdsprache“ auch für junge Israelis angeboten, die sich für längere Zeit in Berlin/Deutschland aufhalten

Rabbiner-Seminare und akademische Jüdische Studien

An der Schwelle zum 21. Jahrhundert konnten in Deutschland auch wieder einzelne Ausbildungsstätten für Rabbiner Fuß fassen. Dies betrifft sowohl das Reformjudentum, das mit dem Abraham Geiger Kolleg (AGK) in Potsdam präsent ist, wie auch das Hildesheimersche Rabbiner-Seminar zu Berlin, das in der Tradition des einstigen neo-orthodoxen Rabbiners Esriel Hildesheimer steht. Das im Jahre 1999 gegründete Abraham Geiger Kolleg (AGK) ist das erste liberale Rabbiner-Seminar auf dem europäischen Kontinent seit der Shoah. Sein Hauptanliegen besteht in der Ausbildung von liberalen Rabbinern für die jüdischen Gemeinden in Zentral- und Osteuropa. Im Jahre 2006 hat das AGK seine ersten Absolventen ordiniert. Zusätzlich zum Rabbinerseminar hat das AGK im Herbst 2008 ein „Institute of Cantorial Arts“ eingerichtet, das künftige Kantoren für die liberalen Gemeinden in Europa ausbilden soll. Das im Jahre 2005 gegründete Hildesheimersche Rabbinerseminar zu Berlin wird seinerseits von der Ronald S. Lauder Foundation getragen und konnte im Jahre 2009 die ersten orthodoxen Rabbiner für Deutschland

ordinieren. Das Abraham Geiger Kolleg geht auf eine Initiative der Union Progressiver Juden in Deutschland (UPJ) zurück, das Hildersheimersche Rabbinerseminar arbeitet eng mit dem Zentralrat der Juden in Deutschland zusammen. Trotz dieser beiden jungen und erfolgreichen Initiativen ist die Zahl der Rabbiner-Studenten in Deutschland noch vergleichsweise niedrig (17 Rabbiner-Studenten und 5 Kantoren-Studenten in Potsdam und 9 Studenten am Rabbinerseminar zu Berlin, Stand: 2010), selbst dann, wenn man die Studenten der beiden Chabad-Yeshivot in Berlin and Frankfurt (jeweils 12) hinzurechnet. Auf Jahre hinaus wird eine Unterstützung der Gemeinden durch Rabbiner aus dem Ausland noch vonnöten sein.

Während die Rabbinerseminare und Yeshivot in direkter Weise Personal für die jüdischen Gemeinden ausbilden, haben die Studiengänge „Jüdische“ Studien an verschiedenen deutschen Universitäten eine eher säkulare Ausrichtung, stehen sowohl für jüdische wie auch für nichtjüdische KommilitonInnen offen und bilden im Allgemeinen Personal für die wissenschaftliche Forschung, den Medienbereich, Pädagogik, Verlagswesen u.a. aus. Eine bestimmte Ausnahme bildet hierbei die Hochschule für Jüdische Studien in Heidelberg (HfJS). Im Jahre 1979 gegründet, vom Zentralrat der Juden in Deutschland unterstützt und von Bundesregierung und Landesregierung Baden-Württemberg finanziert, bietet die HfJS Abschlüsse als B.A. and M.A. in Jüdischen Studien, aber auch den staatlichen pädagogischen Abschluß für jüdische Religionslehrer und einen B.A. in Gemeindeführung. In Kooperation mit Partnerinstitutionen in Israel und den USA ist es zudem möglich, eine komplette Rabbinerausbildung zu durchlaufen. Gemessen an der Breite des Studienangebotes und den offerierten späteren Berufsperspektiven innerhalb und außerhalb der Gemeinden erscheint die momentane Studentenzahl von 150 allerdings niedrig.

Eine deutlich jüngere Ausbildungsstätte mit starkem praktischem Bezug ist der Studiengang „Jüdische Sozialarbeit“ an der Fachhochschule für Sozialpädagogik in Erfurt. Dieser Studiengang wurde im Jahre 2007 eingerichtet, und er bietet einen B.A. Abschluß in jüdischer Sozialarbeit. Ein wichtiges Ziel der Erfurter Einrichtung ist es, kompetente Sozialpädagogen auszubilden, die im Anschluß mit GUS-Immigranten in den lokalen Gemeinden arbeiten. Der Studiengang ist ein Kooperationsprojekt zwischen der Fachhochschule Erfurt und der ZWST, welches komplett von der Dorothea Gould Foundation (Schweiz) finanziert wird.

Eher in der akademischen Lehre und Forschung angesiedelt sind dagegen das Institut für Jüdische Studien an der Heinrich-Heine-Universität in Düsseldorf, das Salomon Ludwig Steinheim Institut für deutsch-jüdische Geschichte an der Universität Duisburg-Essen, das Institut für Jüdische Studien an der Universität Potsdam, das Moses Mendelssohn Zentrum für europäisch-jüdische Studien, das Simon-Dubnow-Institut in Leipzig, die Moses Mendelssohn Akademie in Halberstadt und der Studiengang Jüdische Studien an der Universität Halle. Ein besonders ungewöhnliches Ausbildungsprofil verkörpert dagegen das Touro College in Berlin. Im Jahre 2003 als Teileinrichtung des jüdisch-amerikanischen Touro-Netzwerkes gegründet, bietet das College einen Bachelor-Abschluß in Business Management und Verwaltung/ Management und – damit kombiniert – einen M.A. Abschluß in Holocaust Communication and Tolerance. Das Curriculum ist so kombiniert, dass die Studenten ihr historisches Wissen über die Shoah vertiefen und mit modernen Techniken der Kommunikation und Bildungsarbeit vertraut gemacht werden, was sie für eine professionelle Tätigkeit beispielsweise in der Gedenkstättenarbeit, aber auch im Bereich Medien und Kommunikation prädestiniert.

Traditionell kommen in der deutschen akademischen Landschaft noch verschiedene Lehrstühle der Judaistik hinzu, die ihrerseits oft mit Lehrstühlen bzw. Fachbereichen der (christlichen) Theologie verbunden sind. Doch nicht nur in den Studiengängen der Judaistik, sondern auch in den meisten anderen akademischen Programmen der Jüdischen Studien/Jewish

Studies hat die derzeitige Mehrheit der KommilitonInnen einen nichtjüdischen Hintergrund. Einerseits spiegelt dieses Phänomen die ungewöhnliche deutsche (bzw. europäische) Situation wieder, andererseits scheint dies zu belegen, dass Judentum als Forschungsgegenstand im Bereich der höheren Bildung unter jungen Juden in Deutschland kein sonderlich starkes Interesse erweckt.

Unabhängige Bildungsinitiativen

In den letzten Jahren sind in Deutschland aber auch Bildungsinitiativen vorangekommen, die sich grundsätzlich „von unten“ – als „grass-roots-Aktivitäten“ - entwickelten, auf breite Resonanz in verschiedensten Bevölkerungskreisen stießen und sich schließlich eine effiziente organisatorische Form gaben. Die Fülle unabhängiger Bildungsprojekte und –initiativen, bei denen sich viele an der Schnittstelle von Bildung und Kunst bewegen, zeigt deutlich, dass ein starkes Interesse an jüdischer Bildung in Deutschland mit dem Bedürfnis nach intensivem Austausch über Inhalte jüdischer Geschichte, Tradition, Wissenschaft, Kunst, heutige Lebensweisen u.v.a.m. einhergeht. Das illustrativste Beispiel für eine erfolgreiche jüdische Bildungsbewegung „von unten“ ist *Limmud Deutschland*. Limmud, jenes populäre Lernfestival, das seinen ursprünglichen Ausgangspunkt in England hatte, fand vor Jahren sein deutsches Äquivalent durch die Bemühungen enthusiastischer Protagonisten, denen finanzielle Unterstützung zunächst vollkommen fehlte. Auch heute noch betreibt das Limmud-Team jährlich ein intensives Fundraising, um das Deutschland-weite, dreitägige Lernfestival jeweils im Mai am Berliner Werbellin-See absichern zu können. Der Erfolg der Limmud-Bewegung in Deutschland und seiner ehrenamtlichen Organisatoren ist unbestreitbar: 24 Workshops gab es beim ersten Limmud-Treffen im Jahre 2006, 105 Workshops waren es im Jahre 2008 und 170 im Jahre 2009. Die Berliner Limmud-Treffen offerieren ein ganzes Panorama der heutigen jüdischen Welt in Deutschland – unter anderem mit Workshops und Seminaren zu moderner jüdischer Literatur, Geschichte, Politik, Musik-Werkstatt, Philosophie, israelischen Themen, globalen ethischen Herausforderungen für das Judentum, Kunst und Küche, aber auch mit Gottesdiensten und religiösen Übungen unterschiedlichster Strömungen.

Als ein weiteres, sehr erfolgreiches unabhängiges Bildungsprojekt kann die Arbeit der Salomo-Birnbaum-Gesellschaft für Jiddisch in Hamburg betrachtet werden. Die 1995 gegründete Gesellschaft unterstützt die (Wieder-)Verbreitung der jiddischen Sprache und Literatur in einer breiten Öffentlichkeit. Sie veranstaltet Workshops, in denen jiddische Texte vorgestellt und diskutiert werden, organisiert Kolloquien, Vorträge und Autorenlesungen, Konzerte, Theatergastspiele, Filmvorführungen und Ausstellungen. Finanziert durch städtische Förderung, Mitgliedsbeiträge und privaten Spenden, erreicht die Salomo-Birnbaum-Gesellschaft ein breites jüdisches wie nichtjüdisches Publikum und kooperiert zudem mit akademischen und nicht-akademischen Organisationen. Die Gesellschaft unterstützt zudem Jiddisch-Kurse, Jiddisch-Publikationen und Übersetzungen vom Jiddischen ins Deutsche. Außerdem werden wissenschaftliche Studien mit der Salomo Birnbaum Bibliothek unterstützt.

Ein ähnliches starkes Interesse für Jiddisch fand seinen Ausdruck in einem starken Klezmer-Revival seit den 80er Jahren. Ein Klezmer-Festival mit seinerseits starkem *Bildungscharakter* wird jährlich in der Thüringischen Stadt Weimar abgehalten – das „Other Music - Yiddish Summer Festival“, ursprünglich ins Leben gerufen von dem amerikanischen Pianisten und Komponisten Alan Bern, zugleich Kopf der international renommierten Klezmergruppe Brave Old World. Das Festival bietet jeden Sommer Workshops über einen Zeitraum von 6 Wochen, und eine kleinere Anzahl von Workshops für professionelle Musiker im Winter (*Yiddish Winter*). Interessierte Musiker und Laien aus verschiedensten Ländern besuchen das jährliche Event, welches bereits mehr als 10 Jahre hintereinander stattfindet. Jedes Jahr bringt „Other Music“ mehr als 300 Studenten und Musiker aus aller Welt zusammen, was mittlerweile auch eine große internationale

Reputation sichert. Langfristig ist es der Wunsch der Initiatoren, eine „Other Music“ Akademie in Weimar zu etablieren.

Ein ebenfalls viel beachtetes Unterfangen mit hohem Wirkungsradius und Resonanz in sehr verschiedenen jüdischen wie nichtjüdischen Altersgruppen ist das in Dresden beheimatete Projekt „HATiKVA – Bildungs- und Begegnungszentrum für jüdische Geschichte und Kultur in Sachsen“. HATiKVA hat sich aus einem lokalen historischen Forschungsprojekt Anfang der 90er Jahre heraus entwickelt und dann zu einer unabhängigen Bildungs- und Kultureinrichtung formiert, die sich intensiv der Vermittlung von jüdischer Geschichte und Kultur mit regionalem Bezug widmet. Dabei versuchen die Verantwortlichen von HATiKVA vorrangig Kinder und Jugendliche zu erreichen. Hativka organisiert systematisch Exkursionen, Hebräischkurse, Zeitzeugengespräche, Podiumsdiskussionen und entwickelt pädagogische Materialien für Lehrer und Sozialarbeiter im Freistaat Sachsen. Der Verein bringt zudem ein eigenes, wissenschaftlich sehr anspruchsvolles Online-Magazin mit dem Titel „Medaon – Magazin für jüdisches Leben in Forschung und Bildung“ heraus. HATiKVA kooperiert sehr stark mit der Jüdischen Gemeinde in Dresden, arbeitet aber auch mit verschiedenen nicht-jüdischen Initiativen und Organisationen, ebenso mit der „Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit“ zusammen.

Schlußfolgerungen

Sowohl aus den Interviews mit führenden jüdischen Repräsentanten wie auch aus den Daten unserer empirischen Umfrage konnten wir entnehmen, dass es quer durch das heutige Judentum in Deutschland eine gewisse Unzufriedenheit über fehlende Vielfalt an jüdischer Bildung gibt. Die Realität in der Praxis zeigt aber an, dass eine mannigfaltige jüdische Bildungslandschaft bereits im Entstehen ist, die sich in einer ganzen Reihe von neuen jüdischen Bildungseinrichtungen, -initiativen und –projekten zeigt. Das spontane Wachstum, teilweise außerhalb jeglicher etablierter Strukturen, zeigt an, dass jüdische Bildung weiterhin einen zentralen Wert für Juden in Deutschland darstellt, wobei die Inhalte in großer Breite variieren können. Konzentrieren wir uns dagegen auf gemeindenahere Strukturen, dann fällt auf, dass umfassende, jegliche Altersgruppen bedienende Bildungsprogramme selbst in den großen Städten – mit Ausnahme von Berlin – noch eine Utopie sind. In nahezu allen jüdischen Gemeinden in Deutschland – insbesondere aber in den mittelgroßen und kleineren –, wird ein Mangel an finanziellen Ressourcen und qualifiziertem Personal beklagt, der ein umfassendes, lückenlos aufeinander aufbauendes Bildungssystem für Kinder, Jugendliche und Erwachsene „vor Ort“ unrealistisch macht.

Es gibt jüdische Kindergärten - doch nicht überall; mit unterschiedlichen religiösen Ausrichtungen, - und dennoch oft mit einer Kinderzahl, die kaum zur Bildung regulärer Gruppen ausreicht. In einigen Städten finden wir jüdische Grundschulen. Aber auch hier verlangt die Zahl der SchülerInnen pro Klassenstufe noch häufig nach einer Stabilisierung, und selbst in einer Reihe von Städten mit relativ großer Mitgliederzahl ist die Etablierung einer jüdischen Grundschule noch nicht gelungen. Jüdische Gymnasien sind – sieht man einmal von Berlin ab – generell noch „Zukunftsmusik“.

Jugendzentren, die meistens an Jüdische Gemeinden angeschlossen sind und die sowohl Kinder als auch Jugendliche/Teenager anziehen, gibt es in steigender Zahl. Die Gemeinden versuchen, diesen Jugendzentren einen gewissen Rückhalt zu geben, dennoch können sie nur durch kontinuierliches, meist ehrenamtliches Engagement der Madrichim getragen werden. Mit der gleichen Herausforderung kämpfen auch die studentischen Gruppen. Da die Arbeit des BJSD (Bund Jüdischer Studenten in Deutschland) häufig eher virtuell wahrgenommen wird, hängt vieles davon ab, inwiefern sich studentische Projekte und Initiativen durch jüdische Protagonisten „vor Ort“, in den jeweiligen Universitätszentren und –städten entwickeln. Der Erfolg ist hier von Stadt

zu Stadt sehr verschieden, und häufige Fluktuation der Aktivisten wie der TeilnehmerInnen kann die Projekte schwächen, aber auch neu beleben. Sowohl die jüdischen Jugendzentren als auch die studentischen Zentren stehen, wie uns in den Experten-Interviews versichert wurde, unter starkem Konkurrenzdruck „von außen“ – zum Beispiel durch kommunale Klubs, Sport- und Interessenvereine, Unterhaltungsindustrie u.a.m. Die studentischen Zentren versuchen in ihrer Arbeit häufig eine Kombination von religiösen und traditionellen Angeboten (gemeinsames Begehen der jüdischen Feiertage, gemeinsame Shabbatfeiern), politischer und gesellschaftlicher Bildung (mit viel Fokus auf Israel) und Unterhaltungsangeboten. Erfolge haben sich in einigen Städten (Frankfurt, Hamburg, Köln, Heidelberg) zumindest temporär eingestellt.

Erwachsene suchen ihrerseits häufig einen intellektuellen Zugang zu jüdischen Themen oder interessieren sich besonders für die jüdischen Sprachen (Hebräisch, Jiddisch), für Aspekte jüdischer Kunst und Kultur, den Staat Israel oder auch für pure historische Fakten. In einigen Städten kann dieser Bedarf mittlerweile durch Jüdische Lehrhäuser („Batej Midrasch“) und durch Jüdische Volkshochschulen abgedeckt werden. In einigen der Experten-Interviews wurde die Vermutung und Hoffnung geäußert, dass der offensichtliche Bedarf an einer erweiterten jüdischen Erwachsenenbildung (auch außerhalb der Jüdischen Gemeinden) teilweise über Zweigniederlassungen einer noch zu gründenden *Jüdischen Akademie* (ähnlich dem strukturellen Vorbild von in Deutschland seit langem agierenden Katholischen und Evangelischen Akademien) zumindest teilweise abgedeckt werden könnte.

Bekannt ist der nach wie vor große Mangel an qualifiziertem Personal für viele der mehr als 100 heute in Deutschland existierenden Gemeinden. So fehlen in einer Mehrzahl der Gemeinden Rabbiner, Kantoren und professionell ausgebildete Religionslehrer. Die ersten, auf deutschem bzw. europäischem Boden neu etablierten Rabbinerseminare, die Hochschule für Jüdischen Studien in Heidelberg und der Studiengang Jüdische Sozialarbeit an der Fachhochschule für Sozialpädagogik in Erfurt arbeiten auf je eigene Weise intensiv daran, diesen Mangel an Fachpersonal für die Gemeinden zu beheben. Gleichwohl ist es wünschenswert und dringlich, dass sich die Zahl der Studierenden in diesen Fachbereichen während der nächsten Jahre noch deutlich erhöht.

Im akademischen Bereich, so etwa bei den Jüdischen Studien an der Universität Potsdam, finden sich dagegen relativ große Zahlen von KommilitonInnen. Doch bleibt hier zu beachten, dass eine beträchtliche Zahl der Studierenden nichtjüdisch ist und künftige berufliche Herausforderungen eher in der Forschung, im Medien- und Verlagsbereich, in der politischen Bildung oder auch im pädagogischen Bereich suchen wird, d.h. weniger im Umfeld der jüdischen Organisationen und Gemeinden.

Dass ein Mehrbedarf an jüdischer Bildung aber nicht nur in den jüdischen Gemeinden, in Ausbildungsstätten für Gemeindepersonal und - in bestimmter Weise - im akademischen Bereich existiert, beweisen neue, unabhängige, sehr vitale jüdische Bildungsinitiativen „von unten“. Als Bewegung mit einer deutschlandweiten Vernetzung und ständig steigender Nachfrage hat sich hier in den letzten Jahren vor allem „Limmud Deutschland“ herauskristallisiert. Wir treffen heute aber auch auf attraktive und gut frequentierte unabhängige Projekte lokaler Art, die sich unter anderem mit der jiddischen Sprache, mit jüdischer Musik, Literatur und natürlich auch regionaler jüdischer Geschichte auseinandersetzen. Besondere Akzente haben hier in jüngster Vergangenheit beispielsweise die Salomo Birnbaum Gesellschaft für Jiddisch in Hamburg, das jährliche Musikfestival „Other Music- Yiddish Summer“ in Weimar und der Dresdner Geschichts- und Pädagogikverein „Hatikva“ mit seinem deutschlandweit gelesenen Online-Magazin „Medaon“ gesetzt.

Kurz gesagt: Jüdische Bildung in Deutschland erlebt eine dynamische Aufwärtsentwicklung – sowohl was die Zahl der Bildungseinrichtungen und –initiativen wie auch die Vielfalt der Angebote betrifft. Dieser „Boom“ der jüdischen Bildung in Deutschland ist direkt und indirekt katalysiert worden durch die große russisch-jüdische Zuwanderung (vor allem während der 1990er Jahre). Allerdings kommen die Früchte dieses „Booms“ den regionalen Gemeinden nicht in gleicher Weise zugute. Gerade in kleineren und mittleren Gemeinden bleibt es schwierig, Strukturen einer kontinuierlichen jüdischen Bildung für jüdische Kinder und Jugendliche (Kindergarten, Sonntagsschule, Jugendzentrum u.a.) – und im Anschluss dann für Erwachsene – zu entwickeln. Im Moment ist die Jüdische Gemeinde zu Berlin (noch) die einzige mit einer kohärenten Bildungsstruktur, die nahezu alle Alters- und Interessengruppen erreicht. Die Gemeinden in München, Düsseldorf und Frankfurt sind diesem Modell relativ nahe. Andere Gemeinden, selbst in Großstädten, rechnen auch auf längere Sicht mit „Lücken“ in der Bildungsstruktur und suchen nach Übergangs- und Kompromisslösungen. So werden jüdische Kindergärten (und Schulen) beispielsweise auch für Mädchen und Jungen aus nichtjüdischen Familien geöffnet oder als jüdische Kindergruppen in kommunale Kindereinrichtungen integriert. Dennoch bleibt auch bei diesen Modellen und Optionen die Nachfrage nach qualifizierten jüdischen Fachkräften.

Bei aller Bildungsarbeit – insbesondere mit Erwachsenen – bleibt als besondere Herausforderung zu beachten, dass ein großer Teil der jüdischen Bevölkerung sich heute als säkular versteht und nur ein relativ begrenztes Interesse für religiöse Themen zeigt. Es gibt durchaus jüdische Projekte und Initiativen in Deutschland, die – sich als dezidiert säkular verstehend – gleichwohl jüdisches Wissen und jüdische Tradition weitervermitteln und sich insbesondere in der Kunst, Politik und im interkulturellen Bereich engagieren. Konzepte und Arbeitsweisen, wie sie der Jüdische Kulturverein Berlin (JKV) über zwei Jahrzehnte hinweg verfolgt hat, könnten Modellcharakter für ähnliche Initiativen in anderen Städten besitzen. Andererseits hat sich deutlich herauskristallisiert, dass an vielen Standorten in Deutschland die Synagoge das Herz der jüdischen Gemeinschaftsstruktur bleibt, um die herum sich in vielfältiger Weise Vereine, Klubs, Theaterwerkstätten, Interessengruppen und auch politische Initiativen bilden können.

Bevor wir dieses Kapitel abschließen, sei noch einmal daran erinnert, dass eine hohe Wertschätzung für Bildung schon immer eines der wichtigsten Merkmale jüdischer Gemeinschaften war, in welchen Epochen und unter welchen gesellschaftspolitischen Umständen auch immer. Insofern steht der neue Aufbruch in der jüdischen Bildung in Deutschland in einer wohlbekannten Tradition und wird auch als eines der wichtigsten Elemente beim künftigen „Community Building“ verstanden. Überdies ist die Nachfrage nach und Betonung von jüdischer Bildung keineswegs das Privileg einer bestimmten Teilgruppe im Land – weder der (ultra-)orthodoxen Gruppierungen noch des ethno-kulturellen Milieus.

Doch während die Bedeutung jüdischer Bildung in sämtlichen jüdischen Milieus erkannt ist und aus objektiver Sicht vor allem *strukturelle* Defizite eine optimalere individuelle Bildung hemmen (u.a. durch das Fehlen von jüdischen Kindergärten, Gymnasien, Lehrhäusern für Erwachsene etc.), bleiben – bei allem Erreichten – bestimmte Unzufriedenheiten mit den Inhalten *vorhandener* Angebote und Programme nicht aus. Hier scheinen in der *kurzfristigen* Perspektive am ehesten Veränderungen und Optimierungen möglich, während strukturelle Verbesserungen einen langen Atem und entsprechende finanzielle und materielle Ressourcen erfordern.

Gleichwohl gehen innerhalb der unterschiedlichen Milieus und Strömungen die Vorstellungen über die *Prioritäten* für jüdische Bildung deutlich auseinander. Insbesondere für die Protagonisten im ethno-kulturellen (und damit eher liberalen und säkularen) Cluster spielen kulturelle Themen eine zentrale Rolle, gleichzeitig aber scheint es ihnen schwerer zu fallen,

jüdische Bildung in einer systematischen und inhaltlich fundierten Form an die nächste Generation zu vermitteln. Dies ist kein spezifisch deutsch-jüdisches Phänomen, sondern generell in ethno-kulturellen Netzwerken und Milieus anzutreffen, wenn Identifikationen mit Religion und Nation keinen Rückhalt mehr für das kollektive Bewusstsein bieten, und die Vorstellungen von der eigenen Gruppe – wie auch die Art des Engagements in ihr – einen immer stärkeren Prozess der Diversifizierung durchlaufen. Bei einem solchen Prozess der inneren Diversifizierung – und möglicherweise auch Fragmentierung - kommt im deutschen Falle hinzu, dass die Mehrheit der heute hier lebenden Juden während ihres Lebens in der früheren Sowjetunion mehr Unterrichtseinheiten in Marxismus-Leninismus erhalten haben als in jüdischer Religion und Tradition. Für einen beträchtlichen Teil dieser Menschen gilt es ein jüdisches Erbe an Bildung und Tradition „wiederzuentdecken“, das als Gemeinschafts-stiftender Faktor das letzte Mal bei den Großeltern oder Urgroßeltern präsent war. Freilich haben sich auch diese Traditionen – unter anderem in Ländern des Exils – weiterentwickelt, und als zusätzliche Herausforderung kommt für die russischsprachigen Juden in der Bundesrepublik hinzu, dass sie eine einheimische jüdische Community vorfinden, mit der sie an vielen Stellen erst noch einen „common sense“ finden müssen, auch im Bereich der Bildung. Ob auch dies zu bestimmten strukturellen Veränderungen in der jüdischen Bildung in Deutschland führen wird, kann wohl erst in der nächsten Generation beantwortet werden.

Kapitel 8. Generelle Schlußfolgerungen

Das neue Judentum in Deutschland

Wie schon in den einleitenden Kapiteln beschrieben, hat sich die jüdische Bevölkerung in Deutschland während der letzten 20 Jahre in enormer Weise verändert und deutlich vergrößert. Zur jüdischen Zuwanderung aus der früheren Sowjetunion, mit der diese Veränderungen sich Bahn brachen, ist eine ganze Reihe von wissenschaftlichen Publikationen erschienen. Während der letzten Jahre haben sich einige Studien auch bewusst mit dem Verhältnis von „Alteingesessenen“ und Neuzuwanderern in den Jüdischen Gemeinden, mit kulturellen und sozialen Konflikten im Kontext der Zuwanderung, aber auch mit der Entstehung neuer jüdischer Gemeinden und (Dach-)Organisationen beschäftigt. In der Gesamtheit lag indes keine Studie vor, die sich dem *Gesamtprofil* der neuen jüdischen Gemeinschaft in Deutschland nach 1990, dem wachsenden jüdischen Pluralismus und gleichzeitig auch der Bedeutung der jüdischen Bildung für die Zukunft des Judentums in Deutschland gewidmet hätte. Diese Lücke wollten wir schließen, und gleichzeitig Perspektiven der jüdischen Bildung in Deutschland wie auch Perspektiven des „Community Building“ im Kontext von jüdischem Transnationalismus aufzeigen. Denn trotz vieler Eigen- und Besonderheiten lebt das Judentum in der heutigen Bundesrepublik alles andere als isoliert vom Rest der Welt.

Russischsprachige Zuwanderer bilden im heutigen Deutschland die überwältigende Mehrheit der jüdischen Bevölkerung – ein Ergebnis der 1991 verabschiedeten „Kontingentflüchtlingsregelung“, die in der ursprünglichen Form Bestand hatte bis ins Jahr 2005. Ein Teil der russischsprachigen jüdischen Zuwanderer lebt noch keine zehn Jahre im Land. Viele verfügen noch nicht über die deutsche Staatsbürgerschaft, und vielen aus der älteren und mittleren Generation fehlen elementare Deutsch-Kenntnisse. Sprachbarrieren sind sowohl gegenüber der einheimischen (nichtjüdischen) Bevölkerung als auch gegenüber einheimischen Juden erhalten geblieben (obwohl letzteres sich schrittweise auflöst). Ungewöhnlich für die Gesamtsituation der jüdischen Bevölkerung in Deutschland – aber eindeutig auch im Kontext der russisch-jüdischen Einwanderungswelle – ist der Umstand, dass eine Mehrheit der Juden unter dem durchschnittlichen deutschen Einkommenslevel lebt. Ein bedeutender Teil der heute in Deutschland lebenden Juden ist halachischer Abstammung, gleichzeitig ist aber ein bedeutsamer Anteil an nicht-halachischen Juden präsent, und sowohl unter Einheimischen wie auch unter den Immigranten aus der früheren Sowjetunion findet sich eine große Zahl von Mischehen (exogamen Partnerschaften). Viel ist in den letzten Jahren darüber diskutiert worden, inwiefern der vergleichsweise hohe säkulare Anteil unter ehemals sowjetischen Juden einen generellen „Säkularisierungsschub“ in der jüdischen Gemeinschaft in Deutschland bewirken könne. Doch ein genauerer Blick auf die heutige jüdische Bevölkerung zeigt, dass dies eine unzulässige Vereinfachung ist. Die heutige jüdische Bevölkerung in Deutschland – zumindest jene, die Verbindung zu den jüdischen Gemeinden hält – präsentiert sich als ausgesprochen heterogen.

Die meisten Juden in Deutschland haben keinen Bezug zum orthodoxen Judentum, aber umgekehrt sind sie in ihrer Mehrheit auch nicht entschieden säkular. Vier markante Gruppen ließen sich bei unserer empirischen Analyse deutlich voneinander unterscheiden: Orthodoxe/ultra-orthodoxe, liberale (einschließlich konservative), sich als „eher traditionell“ bezeichnende Juden und solche, die sich bewußt als „säkular“ bezeichnen. Juden in Deutschland fühlen sich als Teil des jüdischen Volkes und solidarisieren sich mehrheitlich sehr stark mit dem Staat Israel. Ein Teil der von uns befragten Personen identifizierte sich aber auch sehr stark mit der deutschen Nation beziehungsweise – im Falle der russischsprachigen Juden – mit ihren früheren Heimatländern. Das

eigene jüdische Selbstverständnis ist einerseits geprägt von der Verbindung zur jüdischen Religion und Tradition, andererseits auch von einem sozio-kulturellen Gruppenbewußtsein, das sich in eher pragmatischen Haltungen und Lebensmustern äußert. So finden sich beispielsweise halachische und nicht-halachische Sichtweisen in großer Zahl nebeneinander, wenn es um die Frage geht, wer heute Jude sei – das heißt, wer „dazugehört“ – und wer nicht. Ein relativ pragmatisches Verhältnis pflegen die Juden in Deutschland heute auch zur Synagoge. Viele suchen Anschluß an die Gemeinden (und sind registrierte Mitglieder), doch nur ein Teil von ihnen interessiert sich für jüdische Religion oder engagiert sich dauerhaft in Gremien und Gruppen, die die Gemeindearbeit im Wesentlichen tragen. Wenn Religion nur einen Teil der Bindekraft für heutige Gemeindemitglieder ausmacht, stellt sich die Frage, welche Ideen, Identifikationen und Programme das mögliche „Vakuum“ ausfüllen. Außerdem scheint es interessant, der Frage nachzugehen, weshalb ein beträchtlicher Teil der Juden in Deutschland heute Mitglied in einer lokalen Gemeinde sind, sich in anderen jüdischen Organisationen aber nur eine verschwindend kleine Minderheit engagiert.

Sowohl unsere Umfrage, wie auch unsere Experten-Interviews haben verdeutlicht, dass die Integration der russischsprachigen Immigranten in die lokalen Gemeinden große Fortschritte gemacht hat, aber die Beziehungen zwischen „Alteingesessenen“ und Neuzuwanderern durchaus noch Rätsel aufgeben. Die meisten unserer Befragten haben das Verhältnis zwischen „Alten“ und „Neuen“ mit zwei Termini charakterisiert – „Kooperation“ und „Spannung“ -, doch eine Minderheit der Befragten empfindet schwer überwindbare „Entfremdung“. Einheimische wie zugewanderte Juden pflegen nach wie vor mehrheitlich Freundeskreise „unter sich“. Auf der anderen Seite ist deutlich geworden, dass viele der russischsprachigen jüdischen Befragten intensiven Kontakt zu Freunden und Verwandten in der früheren Sowjetunion beibehalten, wie auch zu jenen „Co-Ethnics“, die nach Amerika, Kanada, Australien oder Israel emigriert sind. Was die engen Kontakte zu Verwandten und Freunden in Israel – wie auch zum Land als solchem – betrifft, finden sich keine Unterschiede zwischen den einheimischen, deutschsprachigen und den zugewanderten, russischsprachigen Juden. Weitgehende Übereinstimmung besteht auch zwischen einheimischen und zugewanderten Juden, wenn es um die grundsätzlich positive Bewertung der heutigen gesellschaftlichen Gegebenheiten in der Bundesrepublik Deutschland geht. Dies schließt einen kritischen Blick auf problematische Erscheinungen im Land nicht aus (Shoah-Vergangenheit, Antisemitismus), aber selbst eine Reihe von ungelösten beruflichen und sozio-ökonomischen Fragen - vor allem für die ältere und mittlere Generation der Zuwanderer - erschüttert kaum das insgesamt positive Gesamtbild von der deutschen Gesellschaft.

Profile der russischsprachigen Juden

Russischsprachige Juden, die mindestens 90 Prozent der jüdischen Bevölkerung in Deutschland ausmachen, werden das jüdische Gemeindeleben von morgen bestimmen. Dabei bilden sie selbst in vielerlei Hinsicht eine heterogene Gruppe und können nach den folgenden Kriterien unterschieden werden: Religiosität, Aufenthaltsdauer im Land, Wohnort, Größe der Gemeinde, Herkunft, Einkommen sowie Alter. Einige dieser Charakteristika korrelieren in mancherlei Hinsicht mit den kollektiven Identitäten der Befragten. Wir benennen hier nur die bedeutendsten Merkmale, die wir aus der Analyse zur russischsprachig-jüdischen Community gewonnen haben.

(1) *Jüdischer Pluralismus* – Wie zu erwarten war, zeigen die orthodoxen Befragten eine stärkere Loyalität gegenüber dem Judentum, dem jüdischen Volk und Israel als die Befragten anderer Kategorien der Religiosität. Sie sind auch stärker in jüdische Institutionen involviert, und sie widmen sich in größerem Maße der jüdischen Erziehung ihrer Kinder. Mehr noch als säkulare Juden suchen sie ein jüdisches Milieu, und sie tendieren auch dazu, russischsprachige Juden als

Freunde zu haben. Andererseits schätzen die säkularen Befragten Deutschland und die deutsche Kultur mehr als es die Orthodoxen tun, und sie fühlen sich auch mehr ihrem Herkunftsland verbunden.

(2) *Exogamie versus Endogamie* – Die Kinder homogener Familien fühlen sich im allgemein „jüdischer“, drücken in stärkerem Maße die Zugehörigkeit zum jüdischen Volk aus und zeigen mehr Solidarität mit Israel als die Kinder aus exogamen Familien. Zu ihnen zählen, relativ gesehen, mehr orthodoxe Menschen, und sie tendieren auch dazu, gegenüber den unangenehmen Aspekten des Lebens in Deutschland sensibler zu sein. Andererseits sind die Kinder aus gemischten Familien in bestimmter Weise stärker an ihr Herkunftsland gebunden, und dasselbe gilt für russischsprachige Juden, die mit einem nichtjüdischen Partner zusammenleben, verglichen mit denen, die mit einem jüdischen Partner zusammenleben.

(3) *Der Faktor Alter* – Verglichen mit den jüngeren Befragten, zeigen die älteren ein stärkeres Zugehörigkeitsgefühl zum jüdischen Volk sowie mehr Solidarität mit Israel. Wie die jüngeren schätzen sie allerdings, was sie in Deutschland vorfinden, besonders in den Bereichen Kultur, politisches System und Sozialstaat. Überdies sprechen sie weiterhin meistens Russisch und pflegen mehr Kontakte mit ihrem Herkunftsland als die jüngeren. Den jüngeren ist jüdische Bildung wichtiger; sie versuchen, ihre Kinder jüdisch zu erziehen, und sie selbst gehen häufiger zum Gottesdienst in die Synagoge. Andererseits sprechen sie nach und nach mehr Deutsch, und sie verspüren ein stärkeres Gefühl der Zugehörigkeit zur deutschen Gesellschaft.

(4) *Aufenthaltsdauer* – Die Aufenthaltsdauer beeinflusst die Einstellungen: je länger die Aufenthaltsdauer, desto mehr Individuen neigen dazu, Einstellungen, die für die jüngeren Immigranten typisch sind, anzunehmen. Daher sprechen die russischsprachigen Juden, die länger in Deutschland sind, mehr Deutsch als diejenigen, die in jüngerer Zeit übergesiedelt sind – obwohl Russisch in mehreren Bereichen noch dominiert. Sie haben auch ein stärkeres Gefühl der Zugehörigkeit zur deutschen Gesellschaft. Längere Aufenthaltsdauer schwächt auch die Beziehungen zum Herkunftsland ab.

(5) *Region des Wohnorts und Größe der Gemeinde* – Bewohner kleiner Gemeinden im Osten Deutschlands sind tendenziell weniger lang in Deutschland als russischsprachige Juden in anderen, eher etablierten Regionen. Sie sind weniger stark ans Judentum, das jüdische Volk und Israel gebunden, und sie sprechen mehr Russisch. Die Arbeitslosigkeit ist hier auch akuter als in Berlin oder Städten im Westen Deutschlands. Gleichzeitig zeigen die Mitglieder großer Gemeinden größere Verbundenheit zur deutschen Gesellschaft, und in Berlin sind russischsprachige Juden auch überdurchschnittlich stark in Kontakt mit nichtjüdischen russischsprachigen Gruppen.

Ein gemeinsames Judentum?

Eine Kernfrage ist natürlich, ob die beiden markantesten Gruppen des Judentums im heutigen Deutschland – russischsprachige Juden und deutschsprachige „Einheimische“ – eher voneinander entfremdet bleiben oder im Gegenteil eher ein vereintes Judentum bilden werden. Wir näherten und dieser Frage, indem wir russischsprachige Juden und junge hiesige Juden anhand der Umfrageergebnisse systematisch verglichen (denn beide Gruppen haben eine „Schlüsselfunktion“ für die Zukunft des Judentums in der Bundesrepublik). Es scheint hier ganz so, als ob die Verbundenheit mit dem Judentum unter den Einheimischen stärker ist als unter den russischsprachigen Juden, und dass dies auch für das Gefühl der Zugehörigkeit zur deutschen Gesellschaft zutrifft. Da die beiden Gruppen in unterschiedlichen Netzwerken leben, widerspricht die Zugehörigkeit zum Judentum nicht der Zugehörigkeit zur nichtjüdischen Gesellschaft (für hiesige Jüdinnen und Juden), und ein etwas schwächeres Zugehörigkeitsgefühl zum Judentum

könnte auch mit einem schwächeren Gefühl der Zugehörigkeit zur deutschen Gesellschaft einhergehen (für russischsprachige Juden). Andererseits gibt es auch eine Tendenz der Konvergenz der beiden jüngeren Altersgruppen – ungeachtet der Divergenzen, die noch immer zwischen ihnen bestehen, insbesondere was die Sprache betrifft. Junge einheimische und russischsprachige Erwachsene nähern sich effektiv einander an, in ihren Einstellungen gegenüber sich selbst, ihren Gefühlen gegenüber der jüdischen Gemeinschaft sowie ihren Ansichten bezüglich ihrer Umwelt.

Man darf allerdings nicht die Augen davor verschließen, dass die Bereitschaft, sich jüdischen Organisationen anzuschließen, unter den russischsprachigen Juden viel schwächer ausgeprägt ist als unter den hiesigen Juden. Daher lässt sich voraussagen, dass die gegenwärtigen Schwierigkeiten, Führungspersonlichkeiten für die Gremien der jüdischen Gemeinden heranzuziehen, sehr wohl in Zukunft fortbestehen könnten: ein Judentum, in dem Individuen aus der kleinen hiesigen Minderheit eine Gemeinde führen, deren überwiegende Mehrheit russischsprachige Juden bilden. In einer solchen Situation kann es angesichts sprachlicher und kultureller Gegensätze und sozioökonomischer Unterschiede unter den Letzteren leicht zu einer wachsenden Entfremdung kommen, obwohl man in dieser Situation die Realität der Tendenz zur sozialen Vermischung nicht außer Acht lassen darf.

Kurz gesagt, und trotz der oben betonten Unterschiede, kommen doch Stränge der Konvergenz, die vor allem die Bedeutung des Jüdischseins und die Solidarität mit Israel betreffen, zum Vorschein: Offenheit füreinander, Reserviertheit bezüglich des Verschmelzens mit der deutschen Gesellschaft und, zusammen mit all diesen Aspekten, Hochachtung für wichtige Aspekte dieser Gesellschaft. Daher können wir gegenwärtig tatsächlich von einem Prozess der Ausbildung eines gemeinsamen Judentums in Deutschland aus den Segmenten, in die es heute zerfällt, sprechen. Dieser Prozess muss sich aber nicht zwangsläufig fortsetzen, viel davon hängt auch weiterhin von den Akteuren selbst ab. An dieser Stelle gewinnt die Verbesserung der jüdischen Bildung einen ganz entscheidenden Stellenwert, zumal damit auch große Hoffnungen der jüdischen Eltern im Hinblick auf die Generation ihrer Kinder verbunden sind.

Jüdische Bildung: Erwartungen und Realität

Eine große Mehrheit der Befragten ist bereit, ihren Kindern eine jüdische Erziehung angedeihen zu lassen. Allerdings setzen nicht alle ihre Wünsche in die Realität um. Es sind die Orthodoxen, die diese Ambition in praktischen Bemühungen konkretisieren – obwohl nicht wenige sogar unter ihnen ihre Machtlosigkeit in dieser Hinsicht einräumen. In den anderen Kategorien – liberal, traditionell und säkular – nehmen die Bemühungen und ihre Umsetzung ab. Dazu kommt, dass Juden aus gemischten Familien, oder die mit einem nichtjüdischen Partner zusammenleben, sich am wenigsten Gedanken über die Notwendigkeit machen, ihre Kinder jüdisch zu erziehen. Doch sogar unter ihnen strebt die Mehrheit an, ihren Kindern Elemente einer jüdischen Erziehung angedeihen zu lassen. Des Weiteren sind die jüngeren Altersgruppen wahrscheinlich mehr als die älteren in Sachen jüdische Bildung engagiert. Jüdische Bildung und Erziehung ist teuer, auch wenn es öffentliche Unterstützung dafür gibt. Aus diesem Grund ist sie eher für die größeren und wohlhabenderen Gemeinden erschwinglich als für die kleineren und ärmeren, etwa die kleinen Gemeinden im Osten Deutschlands.

Im Kontext dieser Vielfalt an Faktoren muss man auch in Betracht ziehen, welche Bedeutung die Befragten der Aneignung der deutschen Kultur durch ihre Kinder beimessen. Ihre Positionen im Hinblick darauf sind geteilt: Eine Minderheit – insbesondere unter denen, die kein akademisches Studium abgelegt haben und/oder orthodox sind – misst dem keine Bedeutung bei, während die Mehrheit die Aneignung der deutschen Kultur für bedeutsam hält, aber dies nur in kleinerer Zahl als eine besondere Priorität versteht. Überdies sind die jüngeren Befragten weniger

sensibel als die älteren gegenüber der Frage, ob ihre Kinder die deutsche Kultur annehmen. Dies mag an der Tatsache liegen, dass sie dies aufgrund ihrer eigenen deutschen Kultur für selbstverständlich halten, während sie sich nun eher darauf konzentrieren können, sich um die jüdische Bildung für die eigenen Kinder zu sorgen.

Wenn es um praktische Dinge geht, bemängelt eine beträchtliche Zahl der Befragten den Mangel an bestimmten Bildungseinrichtungen und –programmen vor Ort. Häufig geht es um den Mangel an angemessenen Programmen in Israelstudien, während andere Befragte eine unzureichende Anzahl an Kursen zur Bibel, zu Judaismus und über jüdische Geschichte ansprechen, ebenso einen Mangel an Hebräischkursen. Kritik und Nachfrage nach bestimmten Bildungsprogrammen und –inhalten differiert aber wieder im pluralistischen Kontext der heutigen jüdischen Bevölkerung in Deutschland, und hierbei spielt Religiosität (bzw. Nichtreligiosität) wiederum eine nicht zu unterschätzende Rolle. Während nur eine Minderheit der Orthodoxen der Meinung ist, dass keine Programme fehlen – offenbar leisten sie ihre jüdische Bildung und Erziehung selbst – beschwerten sich fast die Hälfte der Säkularen, und die Position der Liberalen und Traditionellen liegt dazwischen. Überdies sind sich viele Befragte – in allen Arten von Gemeinden – über ihr eigenes Bedürfnis nach jüdischem Lernen bewusst, und sie sagen, dass sie jüdische Programme schätzen würden. Daher ist die Frage „Zeigen Jüdinnen und Juden in Deutschland Interesse an jüdischem Lernen?“ klar zu bejahen.

Bei der Frage nach den Angeboten der jüdischen Bildung fällt auf, dass es eine Vielzahl an jüdischen Bildungseinrichtungen in Deutschland gibt, von denen viele in jüngster Zeit gegründet wurden. Bislang kann man allerdings kaum von einem dichten und umfassenden Netzwerk an Institutionen sprechen. In fast allen Gemeinden in Deutschland – besonders den mittleren oder kleinen – besteht ein beklagenswerter Mangel an finanziellen Ressourcen und qualifiziertem Personal, die ein vollwertiges System für Kinder ermöglichen würden, von interessierten Erwachsenen ganz zu schweigen. In zahlreichen Städten gibt es heute jüdische Kindergärten, dabei mit unterschiedlicher religiöser Ausrichtung, und teilweise auch kombiniert mit staatlichen Kindergärten. Dennoch fehlt an vielen Orten eine ausreichende Kinderzahl für die jeweiligen Jahrgänge. Mittlerweile konnten auch einige jüdische Grundschulen eröffnet werden, einige davon mit orthodoxer Ausrichtung, aber auch diese ringen – selbst in Städten mit großen jüdischen Gemeinden – noch um eine dauerhaft ausreichende Kinderzahl. Jüdische Gymnasien gibt es überhaupt nicht, mit einer Ausnahme in Berlin. Jugendzentren gibt es häufiger. Sie bieten eine breite Palette an Aktivitäten an, aber die individuelle Teilnahme ist auf eine beschränkte Stundenzahl pro Woche reduziert.

Jüdische Studenten-Projekte in großen Universitätsstädten sind ein weiterer relevanter Faktor. Ihre Bemühungen, ein großes Publikum für die von ihnen organisierten Podiumsdiskussionen und Freizeitaktivitäten zu gewinnen, sind nach Meinung unserer Interviewpartner aber nur bedingt erfolgreich. Die Studierendengruppen konkurrieren mit einer Organisation wie Chabad, die ebenfalls Aktivitäten – im ganz eigenen Stil – für jüdische Studierende anbietet. Zusätzlich gibt es Klubs oder Zentren für Erwachsene, die Vorträge und Kurse über Judentum oder Israelstudien anbieten. Manche dieser Zentren werden von den lokalen Gemeinden bzw. überregionalen religiösen Bewegungen unterhalten, einige haben sich zu Jüdischen Lehrhäusern entwickelt.

Auf der akademischen Ebene gibt es ebenfalls eine Vielfalt an Settings. Sie spannen einen Bogen von landesweiten Lehrstühlen und Instituten zur Erforschung jüdischer Geschichte, Religion, Philosophie und Gegenwart über die Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg - als professionelle Ausbildungsstätte von Religionslehrern und administrativem (Gemeinde-)Personal -

einem eigenen Studiengang für jüdische Sozialarbeiter in Erfurt bis hin zum unabhängigen Touro College in Berlin, das Management und Business Studien mit systematischen Studien zu Holocaust / „Communication and Tolerance“ verbindet. Schließlich fällt auf, dass in Deutschland wieder Ausbildungsstätten für Rabbiner ihre Arbeit aufgenommen haben – hierbei an vorderster Stelle das Abraham Geiger Kolleg Potsdam (für liberale und konservative Rabbiner) und das Hildersheimersche Rabbinerseminar zu Berlin (für orthodoxe Rabbiner). Allerdings ist die Zahl der Rabbiner-Studenten in Deutschland noch verhältnismäßig klein, selbst wenn man die in Berlin und Frankfurt arbeitenden Yeschivot von Chabad Lubawitsch Berlin und die von Ronald S. Lauder Foundation in Berlin etablierte Yeshiva „Beis Zion“ in Berlin Mitte mit hinzunimmt. Neben der akademischen Szene haben sich auch sehr erfolgreiche *unabhängige* Projekte entwickelt, die sich mit jüdischen Sprachen, jüdischer Kunst, Geschichte oder einfach dem *jüdischen Lernen* und dem intensiven Austausch darüber widmen. Dazu gehören u.a. die Bewegung „Limmud Deutschland“ mit jährlichen Lernfestivals in verschiedenen deutschen Städten, die Salomon Birnbaum Gesellschaft für Jiddisch in Hamburg und das „Other Music – Yiddish Summer Festival“ in Weimar.

Kein Zweifel: jüdische Bildung in Deutschland ist enorm im Wachsen begriffen – sowohl bezüglich der Zahl der Einrichtungen als auch der Vielfalt der Angebote. In vielen Gemeinden, von denen manche erst vor einigen Jahren gegründet wurden, ist die Zahl der Juden jedoch noch nicht groß genug, um eine kontinuierliche Bildungskette für alle möglichen Altersgruppen aufzubauen. Derzeit ist die Jüdische Gemeinde in Berlin die einzige, der es gelungen ist, ein umfassendes Netzwerk jüdischer Bildungsinstitutionen für sämtliche Alters- und Interessengruppen aufzubauen, und nur wenige große Gemeinden (München, Düsseldorf und Frankfurt) schicken sich an, einem solchen Ziel selbst allmählich näher zu kommen.

Hinzu kommt inhaltliche Besonderheiten: So offenbart eine klare Mehrheit der heutigen jüdischen Bevölkerung in Deutschland nur ein begrenztes Interesse an religiöser Bildung, zeigt gleichwohl aber viel Aufmerksamkeit für andere jüdische Themen (u.a. Israel, jüdische Kunst u.a.). Einige Vereine und Projekte versuchen, sich dieser Herausforderung zu stellen, indem sie verstärkt in kulturelle und intellektuelle Veranstaltungen investieren. Dennoch ist ihr bisheriger Wirkungsradius bisher sehr limitiert, und es zeichnet sich ab, dass die Synagoge nach wie vor das Kernstück jüdischen Gemeinschaftslebens bleiben wird.

Die brennenden Themen

Mit wenigen Ausnahmen stimmen die für diese Studie interviewten Führungspersönlichkeiten überein, dass es vielen Gemeinden nicht gelingt, ihre Mitglieder in großem Stil für die Gemeindefarbeit zu gewinnen. Während manche Interviewpartner konkurrierende Reize außerhalb der Gemeinde verantwortlich machen, die die Attraktivität der Gemeinde überstrahlen, bemängeln andere die schlechte Ausstattung der Gemeindezentren, insbesondere in den kleinen Gemeinden. Mit anderen Worten: Das rapide Wachstum der jüdischen Bevölkerung in den 1990er Jahren wurde nicht von einem adäquaten Zustrom an Ressourcen begleitet.

Manche Interviewpartner sahen das Problem eher in den Einstellungen der russischsprachigen Juden und in ihrem Mangel an Erfahrung im Gemeindeleben. Nur wenige russischsprachige Juden, so behaupten sie, wurden erfolgreich in die Arbeit der Führungsgremien der Gemeinden einbezogen, weil den meisten aktiven russischsprachigen Juden die Erfahrung mit den in Deutschland vorherrschenden Verhältnissen fehlt. Manche Interviewpartner zögerten nicht zu behaupten, dass ein Wechsel in der Rekrutierung von Führungspersönlichkeiten erst in der zweiten Generation zu erwarten sei. Andere beharren auf der Tatsache, dass die Zahl der gemischten Ehen mittlerweile steigt, was die Gemeinde destabilisieren könnte. Wieder andere sind

weniger pessimistisch und verweisen auf die vielen Juden, sowohl unter den Einheimischen als auch unter den Neuankömmlingen, die sich stark für das Judentum in Deutschland engagieren.

Gleichwohl bedeutet die häufig säkulare Einstellung der Juden in Deutschland – gleichermaßen bei Einheimischen und russischsprachigen Juden belegbar – nicht notwendigerweise erhöhte Assimilation. Auch gemischte Familien können in der Gemeinde willkommen sein und jüdischen Netzwerken beitreten. Manche Interviewpartner fordern, dass das nichtreligiöse Judentum im Kontinuum der jüdischen Identität nicht länger ignoriert wird. Diese Einstellung bedeutet jedoch, dass eine Definition der jüdischen Identität erarbeitet werden muss, die für künftige Generationen relevant bleiben wird. Außerdem hoffen mehrere Interviewpartner, dass der Kontakt zu Israel, besonders im Bereich Bildung und Jugendaustausch, als wichtiger Hebel in der Gemeindegarbeit in Deutschland dienen wird.

Allerdings ziehen manche Interviewpartner in Zweifel, ob der jüdische Staat das definitive religiöse, spirituelle und kulturelle Zentrum des Judentums weltweit bleiben wird. Umgekehrt äußern führende Köpfe offen, dass die Zeiten, in denen Juden sich schämten, in Deutschland zu leben, vorbei seien. Die künftige Entwicklung des organisierten jüdischen Lebens ist nichtsdestoweniger weit weniger prognostizierbar. Die Synagoge wird mit hoher Wahrscheinlichkeit der Fokus jüdischen Lebens bleiben, und jüdische Klubs, Interessensgruppen und Initiativen werden aus ihrem Umfeld entstehen. Gleichzeitig werden die Einstellungen von Juden immer vielfältiger, und neue Antworten und Strategien scheinen notwendig, um auf den wachsenden jüdischen Pluralismus (nicht nur in Deutschland) mit konzeptionellen Ideen von fortbestehenden Gemeinsamkeiten reagieren zu können.

Komparative und theoretische Aspekte

Bei der Analyse von jüdischen Brüchen und Kontinuitäten können zum Judentum im heutigen Deutschland verschiedene diachrone und synchrone Vergleiche angestellt werden. Diese Vergleiche können sich auf das heutige Judentum in Deutschland in seiner Gesamtheit wie auch auf die Teilgruppe der russischsprachigen Juden beziehen, die heute die überwältigende Mehrheit stellen. Wenn wir das heutige Judentum in der Bundesrepublik als eine Gesamtheit betrachten, lassen sich Vergleiche ziehen zwischen diesem Judentum und dem deutschen Judentum der Vergangenheit, wie auch zwischen dem heutigen deutschen Judentum und anderen relevanten jüdischen Communities *weltweit*, in ihrer Gegenwart wie in ihrer Vergangenheit.

Es steht außer Frage, dass das heutige Judentum in Deutschland sich signifikant von jenem unterscheidet, wie es sich hierzulande bis 1933 entwickelt hatte. Das deutsche Judentum, welches sich seit der Zeit der Aufklärung im deutschsprachigen Raum entwickelt hatte, neigte stark zur Assimilation, identifizierte sich häufig mit der deutschen Kultur und Nation. Die „Deutschen mosaikischen Glaubens“ lebten nicht nur mit der deutschen Kultur und Sprache – sie lebten in ihr, und dies trotz eines virulenten Antisemitismus in nahezu allen Bereichen der deutschen Gesellschaft. Dem heute in Deutschland präsenten Judentum fehlt eine derartig starke Anbindung kultureller und identifikatorischer Art, und einer unbekümmerten Assimilation steht im Land der Täter allein schon die brutale Geschichte der Shoah entgegen. Überdies hat die Mehrheit der in Deutschland lebenden Juden ihre kulturellen Wurzeln in Osteuropa - vor allem in Rußland, wo es seit dem späten 19. Jahrhundert ebenfalls nicht an Versuchen gefehlt hat, *jüdische* Kultur und *russische* Kultur zu amalgamieren. Quer durch das 20. Jahrhundert ist diese Hoffnung immer wieder enttäuscht worden, doch ist die Zahl jener Juden keineswegs zu unterschätzen, die *beides* - Elemente jüdischer wie russischer Kultur – als unverzichtbaren Bestandteil der eigenen Identität betrachten.

Zum zweiten Mal innerhalb einer Spanne von rund 100 Jahren haben die jüdischen Gemeinden in Deutschland nun einen Zuzug von „Ostjuden“ erlebt. In beiden Fällen unterschieden sich die Immigranten deutlich von jenen der hier schon länger lebenden Juden – sprachlich, kulturell und definitiv auch im sozio-ökonomischen Status. Auffällig ist aber auch, dass sich die jüngste Welle russischsprachiger jüdischer Immigranten in Deutschland ganz wesentlich von jener unterscheidet, die am Ende des 19. und am Beginn des 20. Jahrhunderts einen Neuanfang im Deutschen Kaiserreich bzw. in der Weimarer Republik versuchten. Letztere stellten nur einen Bruchteil im Vergleich zur etablierten deutsch-jüdischen Community und waren in ihrer Mehrheit tief religiös, während die Neuzuwanderer von heute mittlerweile das Gros der hiesigen jüdischen Bevölkerung bilden und Religion für viele von ihnen eine eher geringe Bedeutung hat.

In absoluten wie relativen numerischen Aspekten lassen sich möglicherweise historische Parallelen ziehen zum französischen Judentum, das ebenfalls einmal in seiner Zusammensetzung durch osteuropäisch-jüdische Zuwanderung verändert wurde. In der Dimension der absoluten Zuwandererzahlen kann die russischsprachig-jüdische Zuwanderung nach Deutschland allerdings am ehesten mit jener großen Immigrationswelle nordafrikanischer Juden nach Frankreich während der 50er und 60er Jahre des vergangenen Jahrhunderts verglichen werden. Allerdings verrät der zweite Blick, dass sich die Grundkonstellationen für die nordafrikanischen Juden seinerzeit anders gestalteten: Da sie aus ehemaligen Kolonialstaaten kamen, war ihnen sowohl die französische Sprache als auch die französische Kultur bereits vertraut. Doch nicht nur die Eingliederung im neuen Land hatte damit günstigere Voraussetzungen. Auch die Übernahme wichtiger Führungspositionen im organisierten französischen Judentum gelang den Neuzuwanderern relativ schnell – ein Erfolg, auf den die russischsprachigen Juden in Deutschland bis heute noch warten und der bisher vielleicht gerade wegen noch bestehender sprachlicher und kultureller Barrieren ausbleibt.

Russischsprachig-jüdische Communities im Vergleich

Wie eingangs beschrieben, hat sich der Exodus der russischsprachigen Juden während der späten 1980er und der gesamten 1990er Jahre nur zu einem Teil nach Europa, und hierbei insbesondere nach Deutschland, gerichtet. Bedeutend größere Zahlen von russischsprachigen Juden wandten sich nach Israel und in die USA, doch das Profil sämtlicher Teilgruppen ähnelt sich stark. In den jeweiligen Aufnahmeländern haben die russischsprachigen Juden durchweg bewiesen, dass eine kulturelle Assimilation für sie nicht in Frage kommt, jedoch sind ihre Handlungsmöglichkeiten und Perspektiven letztendlich von Land zu Land unterschiedlich. So sind die russischsprachigen Juden in Israel – nicht zuletzt auf Grund ihrer hohen Qualifikation und ihres enormen Politisierungsgrades – schon heute in der Lage, einzelne Gesellschaftsbereiche entscheidend mitzuprägen (Wissenschaft, Kunst), und mit einzelnen Parteien, Lobbygruppen und Führungskräften gestalten sie israelische Politik auf Landesebene aktiv mit. Eine derart starke und effiziente Partizipation in der Politik eines Aufnahmelandes durch Immigranten der ersten Generation sucht weltweit noch seine Parallelen. In Deutschland wiederum ist der gesellschaftliche Einfluß der russisch-sprachigen Juden marginal und schwach – was bei einer Gesamtbevölkerung von mehr als 80 Millionen wenig wundert. Auf Grund ihrer überwältigenden Mehrheit im jüdischen Bevölkerungssektor besteht für sie aber die Chance, das hiesige Judentum langfristig nach eigenen Vorstellungen entscheidend mitzuprägen. In die USA sind seit dem Ende des Kalten Krieges zwar deutlich mehr russischsprachige Juden eingewandert als nach Deutschland, umgekehrt ist ihr Anteil an der amerikanischen Bevölkerung wiederum verschwindend gering, und innerhalb der starken, etablierten amerikanisch-jüdischen Community bilden sie ebenfalls nur einen Bruchteil. Beeindruckend erfolgreich im Berufsleben, spielen sie im organisierten Judentum der Vereinigten Staaten bisher nur eine untergeordnete Rolle.

Sowohl in Israel wie auch in den USA und in Deutschland neigen russischsprachige Zuwanderer dazu, ihrem Bestreben nach kultureller Selbstbehauptung auch organisatorische und institutionelle Formen zu geben. Die Selbstorganisation der russischsprachigen Juden ist in Israel am stärksten und in den USA am schwächsten ausgeprägt. Dies mag einerseits von der numerischen Größe und kollektiven Stärke der russischsprachigen Juden in Israel herrühren, umgekehrt aber auch vom Mangel an öffentlicher Förderung für die Immigranten in den USA, während Staat und Kommunen in Israel und Deutschland Projekte fördern, bei denen die Neuzuwanderer effizient partizipieren können. Unabhängig davon, funktioniert die russisch-jüdische Selbstorganisation aber auch in vitaler Weise „von unten“. Bemerkenswert erscheint vor allem die Entwicklung der russischsprachigen Medienlandschaft, in der sich auch solche mit jüdischen Herausgebern und jüdischen Inhalten behaupten. In sämtlichen Aufnahmeländern finden sich russisch-jüdische Printmedien, in Israel fällt zudem der Erfolg russischsprachiger Fernseh- und Radiosender auf. Besonders in Israel hat sich daneben eine starke russischsprachige Literaturszene entwickelt, die wiederum auf die russischsprachigen Lesergemeinschaften in den anderen Ländern zurückwirkt.

In Deutschland und den USA wird – anders als in Israel – von einer doppelten Herausforderung für die Immigranten gesprochen: Einerseits wird erwartet, dass sich die russischsprachigen Juden erfolgreich in die jeweiligen Aufnahmegesellschaften integrieren, andererseits aber auch in die lokalen jüdischen Gemeinden vor Ort. Wechselwirkungen zwischen diesen beiden Integrationsverläufen werden zumindest vermutet. Insgesamt gesehen, ist den russischsprachigen Juden in Israel und in den USA die allgemeine sozio-ökonomische Integration bisher offensichtlich besser gelungen als jenen in Deutschland. Insbesondere am Arbeitsmarkt zeigen sich gravierende Unterschiede, und in Deutschland scheint die diesbezügliche Eingliederung der russischsprachigen Juden bei einem beträchtlichen Teil noch immer zu stagnieren. Dies hat direkte und indirekte Auswirkungen für den Integrationsprozess zumindest der ersten Generation. Die hohe Arbeitslosenrate der russischsprachigen Juden in Deutschland – die weit über jener in den USA und in Israel liegt – dürfte der Hauptgrund dafür sein, dass ihr Einkommen nicht nur deutlich unter dem allgemeinen deutschen Durchschnitt liegt, sondern 60% unserer Befragten auch bestätigten, ihre jetzige Einkommenssituation sei schwieriger als seinerzeit im Herkunftsland (in Israel liegt der korrespondierende Anteil nur noch bei 30%). Unterm Strich kann resümiert werden, dass die russisch-jüdische Community in Deutschland im Moment die – vergleichsweise – ärmste jüdische Population im „Westen“ darstellt.

Es kommt hinzu, dass die russischsprachigen Juden in Deutschland im Vergleich zu ihren „Co-Ethnics“ in Israel und den USA weniger erfolgreich die Sprache der Aufnahmegesellschaft erworben haben und sie bisher auch weniger anwenden. Dies mag einer der Gründe dafür sein, dass sie sich weniger involviert in die deutsche Kultur sehen als jene russisch-jüdischen Immigranten in die israelische und amerikanische, und dass die Identifikation mit deutscher Gesellschaft und Nation (bisher) im Vergleich recht niedrig ausfällt.

Es liegt in der Natur der Sache, dass die jüdischen Gemeinschaften in den USA und in Deutschland – als ethno-religiöse Minderheiten – an einer „Integration“ der russisch-jüdischen Immigranten interessiert sind. Offenbar ist aber einer großen Zahl der Immigranten, auf Grund eines starken Säkularismus - der kennzeichnend ist für die Gesamtgruppe der russischsprachigen Juden -, das Leben der jüdischen Organisationen und Gemeinden „vor Ort“ eher fremd. Verglichen mit der amerikanisch-jüdischen Community, scheint sich in Deutschland – relativ gesehen – ein größerer Teil der russischsprachigen Juden den lokalen Gemeinden vor Ort anzuschließen. Eine der möglichen Erklärungen wäre, dass hierbei auch die Suche nach praktischer Unterstützung, Kommunikation und ökonomische Erwägungen eine Rolle spielen – und weniger die Identifikation

mit lokalen Gemeinden, deren Struktur und inhaltliche Arbeit weitgehend von den einheimischen Juden dominiert und gestaltet werden.

Die transnationale Dimension bei russischsprachigen und einheimischen Juden

Dank ihrer starken sozio-kulturellen Selbstbehauptungskräfte und der vielfältigen individuellen, kulturellen, beruflichen und sozialen Verbindungen sind die russischsprachigen Juden in den Deutschland, den USA und Israel in ähnlicher Weise in die Etablierung einer russisch-jüdischen Diaspora involviert. Russische Künstler sind überall in dieser Diaspora höchst populär. Russische Poeten und Schriftsteller schreiben und publizieren weiterhin in Russisch, auch wenn sie längst der ursprünglichen Heimat den Rücken gekehrt haben, und sie finden Resonanz rund um den Globus. Russisches Satellitenfernsehen wird überall gleich empfangen, und russische Webportals erfreuen sich besonders in der jüngeren Generation höchster Popularität.

Wir gehen kurz der Frage nach, inwiefern die russisch-jüdische Diaspora vom heutigen Judentum in Deutschland realisiert und mitgetragen wird. Die Entstehung und das Fortbestehen transnationaler Diaspora-Gemeinschaften beschäftigt die heutige Forschung insbesondere im Kontext einer fortschreitenden Globalisierung. Genau diese Thematik (Ben-Rafael 2010) reflektiert eine Realität, die in der Geschichte des jüdischen Volkes eine bekannte Erscheinung ist, aber nun allgemeiner Forschungsgegenstand geworden ist, gekennzeichnet von neuen Formen der Integration von Migranten an den verschiedensten Plätzen dieser Welt. Der Begriff „Diaspora“ erfasst die Zerstreuung von Menschengruppen, die - real oder mythologisch – einen gemeinsamen territorialen Ursprung teilen, und die in der einen oder anderen Weise ihrem Ursprungsland loyal verbunden bleiben, selbst wenn sie sich (in der Diaspora) in ganz unterschiedliche Gesellschaften integrieren. Das Verständnis über die gemeinsamen, bindenden Elemente kann variieren, sowohl innerhalb einer Teilgruppe wie auch zwischen den einzelnen Diasporen, aber die einmal entwickelte „Transnationalität“ impliziert Kontinuität trotz vielfältiger Transformationsprozesse, und dies auf der Basis von „*einer* Diaspora“.

Die diversen Facetten jüdischer Existenz in Europa und erst recht in Deutschland belegen die Konzeptualisierung einer „transnationalen Diaspora“. Merkmale einer transnationalen Diaspora sind den verstreuten jüdischen Gemeinschaften rund um den Globus schon seit langem inhärent gewesen – noch lange bevor der moderne Staat Israel gegründet wurde und in Zeiten, als die Vorstellung von „territorialisiertem Ursprung“ kaum mehr war als ein Mythos. Doch im heutigen Deutschland mag die Vorstellung von transnationaler Diaspora eine besondere, außergewöhnliche Bedeutung besitzen – weil sich hier verschiedene Diasporen überschneiden. Die kleine Gemeinschaft der „alteingesessenen“ Juden in Deutschland, ein Amalgam aus wenigen hiesigen Shoah-Überlebenden, Flüchtlingen aus Osteuropa und (Re-)Migranten aus Israel, war immer bekannt für seine besonders starke Loyalität gegenüber Israel, seitdem der Jüdische Staat proklamiert war. Man verstand ihn offenbar als den „territorialisierten Ursprung“, als eigentliches Heimatland.

Die russischsprachigen Juden, die während der letzten beiden Jahrzehnte ankamen und nun an vielen Orten das Bild der jüdischen Gemeinden (mit-)prägen, bilden wiederum eine besondere Form von transnationaler Diaspora – wenn auch teilweise different und anders gelagert als jene der einheimischen Juden. In der heutigen Konstellation bilden sowohl Einheimische wie auch Zuwanderer einen gemeinsamen, substantiellen Part der jüdischen Diaspora. Zusätzlich dazu, gehören beide bestimmten, einzigartigen „Sub-Milieus“ der jüdischen Diaspora an: Die Einheimischen sind Teil der deutschsprachigen jüdischen Diaspora, die sich in ihrer kulturellen Kohärenz auch auf andere deutschsprachige Länder erstreckt. Im Unterschied zu den Einheimischen sind die russischsprachigen jüdischen Zuwanderer auch Teil zweier anderer

transnationalen Diasporen – der Diaspora ihres früheren Heimatlandes (z.B. der russischen, ukrainischen, lettischen...Diaspora) wie auch der globalen, russischsprachigen transnationalen Diaspora (in welcher sie verankert sind, während sie in Ländern leben, in denen die russische Sprache und Kultur nicht dominieren oder überwiegen).

Hinsichtlich dieses letzten Aspekts, können die russischsprachigen jüdischen Immigranten in Deutschland tatsächlich als Teil der globalen russischsprachigen Diaspora gesehen werden. Die *russischsprachig-jüdische* transnationale Gemeinschaft bildet wiederum keine Diaspora im klassischen Sinne, da als bindender Faktor zwar die russische Sprache und Kultur eine Rolle spielen, nicht aber notwendigerweise territorialer Ursprung. So verstehen sich keineswegs alle russischsprachigen Juden als „russische“ Juden, aber die meisten von ihnen können als russischsprachige Juden mit starken Affinitäten zur russischen Kultur verstanden werden. Doch selbst wenn so keine Diaspora im klassischen Sinne vorliegt, haben wir es mit einer transnationalen Gemeinschaft zu tun, zu der die russischsprachigen Juden in Deutschland ebenso gehören wie jene in Israel, den USA, Kanada und Australien.

Übergänge zwischen russischsprachig-jüdischer transnationaler Gemeinschaft und transnationaler Diaspora mit Bezug zum Herkunftsland (Russland, Ukraine, Georgien, Moldawien...) können sich fließend gestalten, und doch gibt es auch sichtbare Unterscheidungsmerkmale. Einige Beispiele sollen diesen Unterschied verdeutlichen: So zeigt beispielsweise die Lektüre der Zeitung „Yevreyskaya Gazeta“, ein Konzertbesuch beim jüdischen "Turetzky Chor" oder der Kauf einer CD von Yossif Kobzon, der in Jiddisch singt, die Verankerung in der russischsprachigen jüdischen transnationalen Gemeinschaft an. Umgekehrt sind der Empfang russischsprachiger TV-Programme aus Russland oder der Ukraine (oder auch aus Amerika), die Lektüre russischer Zeitungen und Bücher, der Kauf russischer Musik-CDs und DVDs, der Kauf russischer Lebensmittelprodukte und das Surfen auf russischsprachigen Internetseiten typische Zeichen für die Verankerung in der *russischsprachigen* transnationalen Gemeinschaft.

So gesehen, können viele russischsprachige Juden in Deutschland als Teil von zwei Diasporen und zusätzlich als Teil zweier transnationaler Gemeinschaften betrachtet werden. Als Teil zweier Diasporen, haben sie zwei „territorialisierte Ursprünge“: Israel und ihr Herkunftsland (z.B. Russland, Ukraine, Georgien, Azerbaidshan u.a.). Noch vor nicht allzu langer Zeit emigriert, halten sie Kontakte mit Verwandten und Freunden und besuchen häufig die „alte Heimat“. Auf der anderen Seite identifizieren sie sich – als Juden – auch in starkem Maße mit Israel. Viele haben Verwandte und Freunde, die nach Israel emigriert sind. Folglich verfolgen die russischsprachigen Juden in Deutschland die Ereignisse im Nahen Osten sehr intensiv, zeigen eine große Solidarität mit Israel als dem Jüdischen Staat bzw. als dem Staat der Juden. Insgesamt scheint es eher Israel zu sein, wohin sich das primäre Zugehörigkeitsgefühl und damit auch das Bewusstsein von „territorialisiertem Ursprung“ richtet. Diese beiden, simultanen Loyalitäten zu „Heimatländern“ unterstreichen noch einmal die Besonderheit dieser Diaspora. Die andere Besonderheit besteht in der Verankerung in gleich zwei transnationalen Gemeinschaften: der russischsprachig-jüdischen und der russischsprachigen. Das ist es, was die russischsprachigen Juden überall auf der Welt von anderen jüdischen Gemeinschaften unterscheidet. Und in diesen beiden Aspekten und Singularitäten unterscheiden sich die russischsprachigen Juden in Deutschland auch ganz klar von den einheimischen Juden in diesem Land.

Alles in allem zeigt diese generelle Beschreibung des heutigen Judentums in Deutschland, dass es tatsächlich einen Fall von transnationaler Diaspora repräsentiert, und wie wir sehen, sogar einen sehr komplexen. Die Bedeutung von Jüdischkeit und Solidarität mit Israel – als zwei

zusammengehörig erscheinende Identitätsprinzipien – dominieren in starkem Masse im Set der kollektiven Identitäten. Das schließt keineswegs aus, dass unter den russischsprachigen Juden Zugehörigkeitsgefühle und Identifikationen mit dem Herkunftsland, mit der russischsprachig-jüdischen und mit der (allgemein) russischsprachigen transnationalen Gemeinschaft erhalten bleiben.

Auf der anderen Seite lassen die in der Umfrage ausgedrückten Haltungen zur deutschen Sprache, Kultur und Gesellschaft eine Akzeptanz für die heutige Umgebung erkennen, dass hier der Platz sein wird, an dem sich die Immigranten langfristig „zu Hause“ fühlen werden. Dennoch gab fast die Hälfte unserer Befragten (46,2%) zu verstehen, dass sie sich nicht als Teil der deutschen Nation fühlen, und deshalb muss ein Gefühl von „zu Hause“ bei den russischsprachigen Juden in Deutschland nicht zwangsläufig bedeuten, dass sie hier ein genuines Heimatland sehen. Aus diesem Blickwinkel kann die Frage angebracht werden, ob man im heutigen Kontext von „Juden in Deutschland“ sprechen sollte, oder von „deutschen Juden“. Wenn eine beträchtliche Zahl der russischsprachigen Juden in Deutschland sich überhaupt nicht als Teil der deutschen Nation versteht, scheint es nur logisch, sie als „Juden in Deutschland“ zu sehen, und nicht als „deutsche Juden“. Ihre starke Verbundenheit mit der russischen Sprache und Kultur stärkt dieses Argument noch zusätzlich. Im Prinzip lässt sich schlussfolgern, dass bei russischsprachigen Juden, obwohl sie Deutschland und die deutsche Gesellschaft als attraktiv in vielerlei Hinsicht betrachten, diese Begeisterung eher instrumental ist und kaum Auswirkungen auf die kollektiven Identitäten und die kulturellen Zugehörigkeitsgefühle hat. Für die einheimischen, deutschsprachigen Juden lässt sich sagen, dass, obwohl die Mehrheit von ihnen sich selbst mit der deutschen Nation verbunden fühlt, die gefühlte Zugehörigkeit zum jüdischen Volk weitaus höhere Werte erreicht, wie auch die Solidarität mit Israel. Mit anderen Worten: Die einheimischen Juden in der Bundesrepublik verstehen sich weitaus mehr als Juden und weniger als Deutsche. Wenngleich es möglich ist, sie als „deutsche Juden“ zu bezeichnen, sollte der Umstand nicht übersehen werden, dass der jüdische und der deutsche Aspekt dieser additiven Identität sich keineswegs symmetrisch zueinander verhalten. Die gleiche Asymmetrie kann bei den russischsprachigen Juden beobachtet werden, die sich in viel stärkerem Maße als jüdisch verstehen, verglichen mit ihren Zugehörigkeitsgefühlen zur Nation des Herkunftslandes. So gesehen, kann von einer „asymmetrischen Diaspora“ gesprochen werden. Eine weitere Asymmetrie zeigt sich allerdings auch durch die starken Identifikationswerte mit dem jüdischen Volk und Israel auf der einen Seite und den gegenwärtig schwachen Kenntnissen der hebräischen und jiddischen Sprache wie auch der jüdischen Tradition und Kultur auf der anderen.

Mögliche Zukunftsperspektiven

Wie sind die Zukunftsaussichten des Judentums im heutigen Deutschland? Da wir eine Gemeinschaft vor uns haben, die sich noch immer in einem dramatischen Transformationsprozess befindet, Modernisierungen erfährt, einen wachsenden Pluralismus, aber auch enorme Konflikte und nicht zuletzt schwierige demographische Entwicklungen, wäre es zu verfrüht, künftige Entwicklungslinien mit auch nur einiger Wahrscheinlichkeit vorzuzeichnen.

Fakt ist, dass sich das Judentum in Deutschland während der letzten Jahrzehnte stabilisieren und zu einem bestimmten Grad auch konsolidieren konnte, zugleich aber immense Aufgaben anstehen, deren Lösung keinen Aufschub duldet. Eine der größten Herausforderungen besteht darin, einer ganzen Reihe von Immigranten aus der früheren Sowjetunion – wie auch ihren Kindern – die Rückkehr zu Rahmenbedingungen für ein bewusstes jüdisches Leben zu schaffen. Rahmenbedingungen, die sie unter Hammer und Sichel niemals erfahren haben. Viele der Immigranten haben – im Vergleich zu den einheimischen Juden – ein Defizit an Wissen in jüdischer Religion, Tradition, teilweise auch Geschichte und Sprache. Für sie ist die „jüdische

Erfahrung“ in vielerlei Hinsicht neu, ebenso wie die Erfahrung, Teil einer russischsprachig-jüdischen und einer (allgemein) russischsprachigen transnationalen Gemeinschaft zu sein. Die russischsprachigen Juden haben also sehr unterschiedliche Optionen und Orientierungsmöglichkeiten für eine künftige kollektive Identität. Sie stehen unter Erwartungsdruck von verschiedenen Seiten, haben Konflikte in der Aufnahmegesellschaft, aber auch in den lokalen jüdischen Gemeinden zu bewältigen, und bisher ist kaum zu erkennen, wie sich die kollektiven Identitäten der zweiten Generation von denen der ersten unterscheiden werden. Dennoch sollen hier einige schon vorliegende Hypothesen aufgegriffen werden, die sich mit der Zukunft der jüdischen Gemeinschaft in Deutschland beschäftigen. Einige davon sind bereits publiziert, und die erwarteten Zukunftstrends orientieren sich an speziellen Problemlagen und Blickwinkeln.

Einen der möglichen Trends beschreibt der Soziologe *Y. Michal Bodemann* als Assimilation in die deutsche Gesellschaft. Bodemann (2008:162) gründet diese Erwartung auf unterschiedliche Argumente, und er schreibt:

"Aller Wahrscheinlichkeit nach hat die Zuwanderung nach Deutschland eher die assimilierten Juden angezogen, nicht die eher zionistisch oder religiös motivierten, welche im Allgemeinen Israel oder die Vereinigten Staaten als Zielland bevorzugen. Daran gemessen, ist es durchaus denkbar, dass ein Großteil der Immigrationswelle sich in die deutsche Gesellschaft integrieren wird, ohne eine sichtbare Spur von [jüdischer] Ethnizität zu hinterlassen."

Demgegenüber legen unsere eigenen empirischen Ergebnisse den Schluss nahe, dass:

- (1) Russischsprachige Juden in Israel säkularer sind als ihre „Co-Ethnics“ in Deutschland und den USA.
- (2) sich dezidiert als säkular bezeichnende Personen eine Minderheit unter den russischsprachigen Juden in Deutschland bilden
- (3) die Solidarität mit Israel, die durchaus als eine Art Indikator für Zionismus dienen kann, unter den russischsprachigen Juden in Deutschland sehr stark ist.

Überdies ist festzuhalten, dass in unserer Umfrage die einheimischen, deutschsprachigen Juden – im Vergleich zu den Immigranten – einen noch geringeren Prozentsatz an dezidiert säkularen Personen und einen noch höheren Anteil von Personen mit starker Solidarität zu Israel aufwiesen.

Bodemann (2008:163) argumentiert weiterhin: "Während andere Juden in Deutschland den Zweiten Weltkrieg und den Holocaust als das große Trauma verinnerlicht haben, ist dies nicht zwangsläufig so für die russischen Juden."

Die Konsequenz aus dieser Argumentation scheint, dass für die russischsprachigen Juden die historische Erfahrung in Bezug auf die deutsche Nation weniger traumatisch ausfällt als für die einheimischen Juden und sich deshalb die Assimilation in die deutsche Nation für sie viel leichter gestalten könnte. Unsere eigenen Umfrage-Daten zeigen dagegen an, dass die Erfahrung der Shoah für die russischsprachigen Juden keine geringere Bedeutung hat als für die einheimischen Juden, und dass sie sich darüber hinaus stärker als die einheimischen Juden von der deutschen Nation distanzieren. Dies erscheint auch historisch höchst plausibel, allein wegen direkten, dramatischen Kriegssituation zwischen Deutschland und der UdSSR in den Jahren 1941 bis 1945.

Schließlich verweist Bodemann auf die Entwicklung der russischsprachigen Juden in Deutschland und schreibt (Bodemann (2008: 165): "Sie haben sich zu (...) Russisch-Deutschen mit einer jüdischen Nuance [entwickelt]. Lena Gorelik hat es treffend ausgedrückt, wenn sie sich selbst und ihren Freund als ‚Russisch und Deutsch, mit ein bisschen Jüdischkeit‘, beschreibt.“ Unsere eigenen Daten zeigen dagegen an, dass für die russischsprachigen Juden in Deutschland Jüdischkeit

und jüdische Identität eine viel stärkere Bedeutung besitzt als die deutsche Identität oder die Identität des Herkunftslandes.

Insgesamt gesehen, widersprechen unsere eigenen Ergebnisse – wie auch die anderer Wissenschaftler – Bodemann's Argumenten und lassen ernste Zweifel entstehen, was seine Hypothese von der zu erwartenden Assimilation der russischsprachigen Juden in die deutsche Gesellschaft betrifft.

Ein weiteres Zukunftsszenario ist jenes von der Bildung einer starken europäisch-jüdischen Identität, die dazu führt, dass das europäische Judentum sich „in absehbarer Zeit [...] entwickeln wird als ein ausgleichendes Milieu zwischen den israelischen und amerikanischen Polen des globalen Judentums“ (Pinto, 2000). *Diana Pinto* argumentiert dahingehend, dass das europäische Judentum eine signifikante „dritte Säule“ bilden kann neben Israel und dem amerikanischen Judentum, den beiden jüdischen Zentren, die sich nach dem Zweiten Weltkrieg dynamisch entwickelt haben. Sie schreibt, dass „wir erst jetzt, im Kontext eines demokratischen (oder angestrebt demokratischen) und wiedervereinten, pan-europäischen Kontinents, die Voraussetzungen für eine solche neue jüdische Identität haben“.

Aber auch bei einer solchen, pan-europäisch-jüdischen Perspektive lässt sich eine Reihe von Bedenken anmelden. Ein ganz grundlegendes Problem scheint das Fehlen einer gemeinsamen Sprache der europäischen Juden zu sein. Ein weiteres Problem ist – im europäischen Kontext – das weitgehende Fehlen von organisatorischen Kapazitäten und Fähigkeiten, die das amerikanische Judentum in vielen Jahren gemeinsamen Handelns entwickelt hat. Überdies hängt der prominente Platz, den das amerikanische Judentum heute in der jüdischen Diaspora einnimmt, nicht unwesentlich mit der Zentralität Amerikas und der umfassenden Partizipation amerikanisch-jüdischer Organisationen an politischen und humanitären Initiativen mit internationaler Wirkung zusammen. Es ist eher unwahrscheinlich, dass das vereinigte Europa in naher Zukunft eine ähnlich einflussreiche Rolle als „global player“ auf internationaler Bühne spielen wird bzw. europäisch-jüdische Organisationen sich in vergleichbarer Effizienz einbringen können. Es fehlen den Führungskräften im europäischen Judentum beispielsweise vergleichbare Kapazitäten und Strukturen, über die die jüdischen Eliten in Israel verfügen. Hinzu kommen (momentan) noch ernste Konflikte und Differenzen innerhalb der europäisch-jüdischen Dachorganisationen, die wesentliche Energien binden und zunächst die Einheit des europäischen Judentums nach *innen* zur ersten, prinzipiellen Herausforderung machen.

Eine weitere Zukunftsprognose besagt, dass sich das europäische Judentum in eine Gemeinschaft mit sehr eigenem Profil verwandeln und am Ende mehr oder weniger isoliert vom Rest der jüdischen Welt agieren wird. Die Wahrscheinlichkeit, dass sich dieses Szenario erfüllt, scheint ebenfalls eher gering. Die Mehrheit der Juden im heutigen Deutschland ist sehr stark auf die vorhandenen lokalen Gemeinde-Strukturen angewiesen, da gemeinschaftliche Aktivitäten in unabhängigen Netzwerken auf Grund fehlender materieller Ressourcen und fehlender organisatorischer Kapazitäten, letztendlich aber auch auf Grund fehlenden (jüdischen) Wissens, unrealistisch sind. Überdies bedingt die fortschreitende Globalisierung mehr oder weniger intensiviertere Verbindungen zwischen Netzwerken und Communities weltweit, was erst recht auf Gruppen mit gemeinsamem ethnischen und religiösen Hintergrund zutrifft - und es ist schwer vorstellbar, dass sich eine ganze ethno-kulturelle Gemeinschaft in die gegenteilige Richtung bewegen wird. Vielmehr scheinen die russischsprachigen Juden in Deutschland eine intensiviertere Transnationalisierung zu durchlaufen, indem sie teilhaben an der Jüdischen Diaspora sowie an den russischsprachig-jüdischen wie auch den russischsprachigen transnationalen Gemeinschaften.

Eine weitere Zukunftsoption ist – in Anlehnung an Heine's Gesetz, welches von Lipset (1995) aufgegriffen wurde –, dass die jüdischen Gemeinschaften langfristig mehr und mehr den Aufnahmegesellschaften bzw. nichtjüdischen Mehrheitsgesellschaften ähneln werden, und sich von daher künftige Unterschiede zwischen jüdischen Gemeinschaften am ehesten anhand der kulturellen Differenzen zwischen den jeweiligen Kulturen der Aufnahmeländer festmachen lassen. Demnach hätten wir zu erwarten, dass das deutsche Judentum sich zu einer Gemeinschaft mit ähnlichen oder gleichen kulturellen Mustern wie die nichtjüdische deutsche Mehrheitsgesellschaft entwickelt. Ungeachtet der spezifischen deutschen Situation kann man skeptisch darüber sein, dass Heine's Gesetz noch die möglichen Entwicklungen in einer sozialen Welt beschreiben kann, die

(a) eine beschleunigte Globalisierung erfährt, wobei die zunehmende Verbundenheit und Interaktivität zwischen Menschen und Gruppen in der ganzen Welt den Einfluß lokaler Gesellschaften und Einflussfaktoren eher zu reduzieren scheint.

(b) starke Tendenzen der Transnationalisierung erlebt, die ebenfalls den Einfluss lokaler Konstellationen auf künftige Entwicklungen von Individuen und Menschengruppen zu verkleinern scheinen.

Beim Entwerfen von Zukunftsszenarien sollte man auch beachten, dass das deutsche Judentum eine lange Geschichte von inneren Teilungen und Ausdifferenzierungen kennt, die manchmal auch zur Aufspaltung der jüdischen Gemeinschaft mit weit reichenden Folgen geführt haben. Man erinnere sich in diesem Zusammenhang an die Gründung von „Austrittsgemeinden“ durch neo-orthodoxe Rabbiner im 19. Jahrhundert, ebenso wie an das Preußische Gesetz aus der gleichen Zeit, das gesetzestreuen Juden in Deutschland erlaubte, sich von den bestehenden Einheitsgemeinden zu trennen. Erinnert sei schließlich an jene orthodoxen Betergemeinschaften und *Betstuben*, die am Ende des 19. und am Beginn des 20. Jahrhunderts von „Ostjuden“ in vielen deutschen Städten eingerichtet wurden. Auch in der Gegenwart kann eine weitere Ausdifferenzierung der jüdischen Gemeindelandschaft nicht ausgeschlossen werden, doch, wie mehrfach erwähnt, scheint dies nicht nur eine Frage der Vorstellungen und Ideen, sondern auch eine Frage der inneren Kohärenz und der Ressourcen einer jüdischen Gemeinschaft zu sein.

Juden in Deutschland und die Herausforderungen für das ethno-kulturelle Judentum

Den Ergebnissen unserer Umfrage und den Experten-Interviews konnten wir entnehmen, dass das zeitgenössische Judentum in Deutschland – russischsprachige und einheimische Juden zusammengenommen – eine hochkomplexe Landschaft verschiedenster Identitäten abbildet und zudem eine Diversität von Ideen über Inhalte, Grundsätze und soziale Grenzen der jüdischen Gemeinschaft bereithält. Insgesamt ergibt dies trotzdem kein „differentes“ Judentum, sondern *ein* hoch kompliziertes, bei dem Identitäten und Vorstellungen in unterschiedlicher Schärfe hervorstechen, die man auch in anderen Communities der heutigen jüdischen Welt findet und die zu einem wesentlichen Teil vom transnationalen Diaspora-Modell erfasst werden. Ein Modell von Emigration und Immigration, das Merkmale der Geschichte und Soziologie des jüdischen Volkes schon hätte beschreiben können, lange bevor es seine heutige Popularität gewann, und heute hervorragende Vergleichsmöglichkeiten mit anderen Diasporagemeinschaften bietet.

Erkennbar zeigen die Juden in Deutschland bisher keine Tendenzen, in der Masse der nichtjüdischen Bevölkerung zu „verschwinden“. Prozesse der Einpassung („Insertion“) in verschiedene Sphären der deutschen Gesellschaft lassen sich nicht auf die Begrifflichkeiten „Assimilation“ und „Integration“ reduzieren, und sie bleiben bei der von uns untersuchten Gruppe stark von der geographischen Herkunft, dem Alter, der Dauer des Aufenthaltes und sogar der Religiosität der Akteure abhängig. Juden in Deutschland bilden unzweifelhaft einen wichtigen

Faktor für Multikulturalismus in diesem Land. In den Ergebnissen unserer Umfrage deutete allerdings nichts darauf hin, dass die deutsche Kultur – als Kultur der Mehrheitsgesellschaft – abgelehnt oder ignoriert wird. Viele jüdische Eltern sahen es als wichtig an, dass ihre Kinder die deutsche Kultur erlernen und zumindest Elemente davon übernehmen. Das steht nicht im Widerspruch dazu, dass insbesondere unter den russischsprachigen Juden ein beträchtlicher Teil der Befragten sich *nicht* als „Deutsche“ betrachteten, dagegen aber großen Wert auf die Beibehaltung der Herkunftssprache und –kultur legten. Da aber die überwältigende Mehrzahl der russischsprachigen Juden, insbesondere in der jüngeren Generation, ihre Nähe zur europäischen Kultur demonstriert, mit den Codes der hiesigen Gesellschaft sehr vertraut ist und Wert darauf legt, die deutsche Sprache möglichst rasch zu erlernen, kommt selten oder nie Kritik von Seiten der deutschen Politik und Mehrheitsgesellschaft. Mit dem gegenwärtigen *modus vivendi* und ihrem Leben in Deutschland scheinen die meisten russischsprachigen Juden sehr zufrieden, was erst recht auf die einheimischen Juden zutrifft.

Aus der Perspektive jüdischer Identitäten, wie sie sich global im heutigen Judentum herauskristallisieren und präsentieren, befindet sich das Judentum in Deutschland insgesamt sehr stark im ethno-kulturellen Cluster. Als solches ist es charakterisiert von einer großen Flexibilität und Durchlässigkeit der Ränder der „Community“, was sich unter anderem an der großen Zahl jüdischer Personen aus gemischtem Elternhaus und/oder in Partnerschaft mit einem nichtjüdischen Partner (Partnerin) zeigt. Wir haben gesehen, dass diese relative Offenheit der kollektiven Grenzen nach „außen hin“ bisher keine irreversiblen Gräben im Gemeinschaftsgefüge verursacht hat. Ausgehend von ethno-kulturellen Prioritäten in der heutigen jüdischen Identität, konnten wir aus unserer Untersuchung ableiten, dass für Juden in Deutschland Vernetzung und Gemeinschaft eine wichtige Rolle spielen – zuallererst in Form der lokalen Gemeinden vor Ort, und durch diese auch als Kontakt zur jüdischen Gemeinschaft weltweit. Solidarität wird insbesondere bekundet, wenn es um Israel geht – nicht im Sinne eines jüdischen Nationalismus, sondern als wichtiger Gegenstand jüdischer Identifikation, verbunden mit einer intensiven Teilnahme an den Geschicken Israels als jüdischem Staat und als Nation. Umso stärker die Identifikation mit Israel ist – auch das ein Ergebnis unserer Studie –, umso weniger intensiv scheint die Identifikation mit Deutschland als der möglichen eigenen *Nation* zu sein.

Mehr oder weniger stark verankert im ethno-kulturellen Cluster, gestaltet sich für das Judentum in Deutschland das Definieren der eigenen Identität gleichwohl *schwierig* – mit Ausnahme für jene Juden in Deutschland, die zur kleinen (ultra-)orthodoxen Minderheit gehören. Vielen Juden in Deutschland fällt es schwer zu formulieren, durch welche Elemente, Gegebenheiten, Grundübereinstimmungen etc. die jüdische Gemeinschaft in diesem Land als eine einzigartige Gemeinschaft charakterisiert ist. Zahlreiche Befragte benennen Gruppensolidarität unter Juden, Verbundenheit mit Symbolen und auch periodischen Besuch von Synagogen-Gottesdiensten als wichtige Elemente innerhalb der Gemeinschaft. Doch bei einer nicht geringen Anzahl von in Deutschland lebenden Juden treffen wir auf das auch in anderen jüdischen (und nichtjüdischen) Gemeinschaften anzutreffende Phänomen des „Dabeiseins-ohne-zu-glauben“ („belonging without believing.“)

Russischsprachige Juden würden an dieser Stelle – etwas spezifischer – hinzufügen, dass ihnen die Verbundenheit zu Juden wichtig ist, welche in Osteuropa geblieben oder an andere Plätze dieser Welt emigriert sind. Dies zeigt den starken Willen an, auch in eigenen, transnationalen Diaspora-Netzwerken verbunden zu bleiben, wenngleich auch umfasst von der globalen jüdischen Welt. Eine Diaspora, die – wohin immer sie siedelt – eine starke Loyalität und Verbundenheit zur russischen Sprache und Kultur behält, während man zur gleichen Zeit bereit und hoch motiviert ist, die Sprache und Kultur der Aufnahmegesellschaft zu erlernen und sich in das Leben am neuen Ort

zu integrieren – sei dies Hebräisch und die israelische Kultur in Israel, Englisch und die amerikanische Kultur in den USA oder eben die deutsche Sprache und Kultur in der Bundesrepublik.

Folglich implizieren die Erfahrungen des Transnationalismus für die russischsprachigen Juden auch eine Art „Judaisierung“ ihrer russischsprachigen kulturellen Identität, welche sich einerseits aus früheren Erfahrungen im Herkunftsland speist, andererseits aber in neuer Umgebung, unter neuen gesellschaftlichen Bedingungen und in der Überschneidung verschiedener Milieus und Netzwerke auf neue Art re-konstruiert wird. In genau diesem Kontext repräsentieren die russischsprachigen Juden eine Art doppelter transnationaler Diaspora: einerseits als Teil der jüdischen Welt und andererseits als ein Teil des weltweiten Netzwerkes, dessen Sprache und Kultur russisch ist.

Dieser Rahmen scheint andererseits noch die Vagheit – oder Komplexität - der Vorstellungen zu verstärken, was Jüdischkeit heute bedeuten *kann*; ebenso auch die Unschlüssigkeit, wo man sich konkret inhaltlich und strukturell verankert. Genau diese Vagheit wird oft zum inhaltlichen Problem bei jüdischen ethno-kulturellen Clustern, und umso höher wird zwangsläufig der Stellenwert einer soliden jüdischen Bildung. Mit anderen Worten: Mit Ausnahme der (Ultra-)Orthodoxen dürften viele Juden in Deutschland sich durch die intensive Beschäftigung mit jüdischer Bildung nicht nur einen Zuwachs an Wissen und möglicherweise auch Sprache (Hebräisch, Jiddisch), sondern auch mehr Aufschluß und Selbstvergewisserung für ihre eigene, singulare (Gruppen-)Identität erhoffen. Eine solche Bildung sollte befähigt sein, besonders den jüngeren, aber auch den erwachsenen Interessenten jüdische Geschichte, Narrative, kulturelle Werte zu vermitteln und Vertrautheit mit Symbolen, Ideen und Ritualen aus einem Jahrtausende-alten Erfahrungsschatz von Tradition herzustellen – selbst dann, wenn die Rezipienten säkular eingestellt sind und ihr Interesse an der jüdischen Religion (und Tradition) rein intellektuell erscheint.

Ethno-kulturelle Cluster und die dazugehörigen Einstellungen bilden, wie wir gesehen haben, eine Art Antipode zur Enklave oder zum Ghetto. Das ethno-kulturelle Cluster hält seine Grenzen durchlässig in beide Richtungen – „in and out“. Es entzieht jenen nicht die Akzeptanz, die in bestimmter Weise mehr außerhalb der jüdischen Welt leben und agieren, beispielsweise infolge „Mischehe“ oder als Abkömmlinge eines exogamen Elternhauses. All dies geschieht sogar auf Kosten von Spannungen und Konflikten mit orthodoxen Einrichtungen, die mit bindenden Regeln der Halachah auch für alle kommenden Generationen argumentieren. Solcherart in der Kritik, bietet das ethno-kulturelle Cluster aber ein großes Spektrum an Varianten jüdischer Denk-, Lebens- und Verhaltensweisen, das durchaus auch in organisierten Strukturen seinen Niederschlag finden kann. Sicher kann die erlebte Vielfalt und Vitalität zur gleichen Zeit auch als Schwäche gedeutet werden, doch zugleich, lehrt uns die Geschichte, ist die Vielfalt des Judentums einer der wichtigsten Garanten für kulturelle und soziale Beständigkeit - nicht weniger zu schätzen als die Tradition der jüdischen Bildung selbst.

Spannungen und Reibungsflächen, die sich aus der Vielfalt von Vorstellungen und ihrer Konkurrenz ergeben, können auch heute positiv gedeutet werden. Wenn beim heutigen Aufbau einer umfassenden, systematischen jüdischen Bildungsarbeit für die verschiedenen Teilgruppen in der jüdischen Bevölkerung Deutschlands – besonders auch der jüngeren – in manchen Reaktionen Unzufriedenheit durchscheint (wie beispielsweise in der empirischen Umfrage ermittelt), dann kann dies eben auch ein kreatives kulturelles „Syndrom“ bedeuten. Ohne die vielen, hervorragenden und oft selbstlosen Investitionen in die jüdische Bildung hierzulande - unternommen von Organisationen und einzelnen Protagonisten – auch nur im Geringsten zu schmälern: Die

Bedeutung, die der Bildung im Judentum gegeben ist, impliziert auch, dass ein „Genug“ niemals erreicht werden kann.

Im Besonderen bleibt im Auge zu behalten, dass für eine Vielzahl von Juden aus dem ethno-kulturellen Cluster – besonders jene, die ihre Verbindung zur Religion komplett gelöst haben – jüdische Bildung zu einer essentiellen Angelegenheit werden kann. Auch das Wissen um die eigene Geschichte, das eigene Volk, die eigene Tradition, Symbole und gemeinsam geteilte Werte kann jüdisches Bewusstsein bedeutsam machen – selbst ohne religiöse Eingebundenheit.